Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

46 (18.11.1934)

Visual Library

Der Führer
AM SONNTAG

Sonntag, 18. November 1934

Folge 46 / Jahrgang 1934

Eintopf

In diesen Tagen, während dir die ersten Sendeboten der unwirtlichen Jahreszeit ums Gesicht wettern, tritt ein Wort auf dich zu, Kamerad, das zugleich einen Anspruch an dich bedeutet: Winterhilfe lautet es. Du bist nicht gleich aktiv berührt davon, Hand aufs Herz! Du steckst gerade selbst in allerhand Anschaffungssorgen, winterst dich schon ein bißchen ein, zahlst deinen alljährlichen Tribut an diese Monate mit dem höheren Lebensindex. Da trifft dich nun dieses Wort: „Winterhilfe" und lenkt deine Aufmerksamkeit auf ein allgemeines Ziel, auf ein Programm. Doch sobald du spürst, daß es etwas ist, was alle angeht, da ist auch schon ein Nerv in dir getroffen.

Sieh', für uns ist die Winterhilfe ja keine äußere Einrichtung, sondern eine Macht. Sie ist eine Truppe für uns — eine Front. Keiner fehlt darin, der irgend leisten kann. Der reinste Wille treibt sie vor. Fern und groß sind ihre Ziele: die innere ethische Wucht eines Volkes dokumentiert sich vor der Welt. Das Schönste daran ist aber doch dies: dem bedürftigen Volksgenossen soll der Glaube erhalten bleiben, unverderbliches Glied einer brüderlich empfindenden Gemeinschaft zu sein!

Die Mächte, gegen die es geht, Kamerad, kennen wir doch! Wer von uns Kämpfern des Krieges hat nicht gehandelt viele Male? Wer von uns weiß nicht, wie Kälte schneidet? Wir brauchen wahrlich keine Phantasie zur Hilfe zu nehmen, um uns auszumalen, wie es frierenden und darbenden Volksgenossen zu Mute sein mag. Wir haben uns in den letzten harten Kriegsjahren mit Not aller Art herumgeschlagen, haben den Schmachtriemen enger gezogen, von Tag zu Tag, was aber machte das Ganze erträglich? — Das Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft, das Gefühl: Du und du und du hast ja auch nicht mehr als ich. Wir lernten auf eine ganz selbstverständliche Art, daß Zusammenhalt wärmt.

Wir wollen nicht im Warmen sitzen und unser Brot essen, wenn unsere Brüder hungernd und frierend vor den Toren der Nation stehen. Unser deutsches Gewissen läßt es nicht zu — und unsere Treue.

Diese Treue ist uns kein schönrednerischer Begriff. Sie ist uns Sinnzeichen für alles, was Gefolgschaft verpflichtet. Wir folgen voll heißen Glaubens den Zielen, die uns der Führer vorangetragen hat. Wir wissen, daß sie zum letzten und höchsten Traum der Deutschen hinführen: zur volksgeeinten Nation.

Die Winterhilfe ist uns ein Meilenstein an diesem Wege. Sie ist Dokument gewordene Einsatzbereitschaft. Sie enthält den ganzen Sinn des neuen Gemeinschaftserlebnisses: aus dem ungezählten Kleinen gerinnt eine große Tat.

So wollen wir nicht abseits stehen. Die Pflicht soll uns zur Freude werden, und zum Schluß wollen wir sprechen: Laßt uns Gott dafür danken, daß wir heute hier stehen und erfüllen dürfen.

Ernst Keienburg.

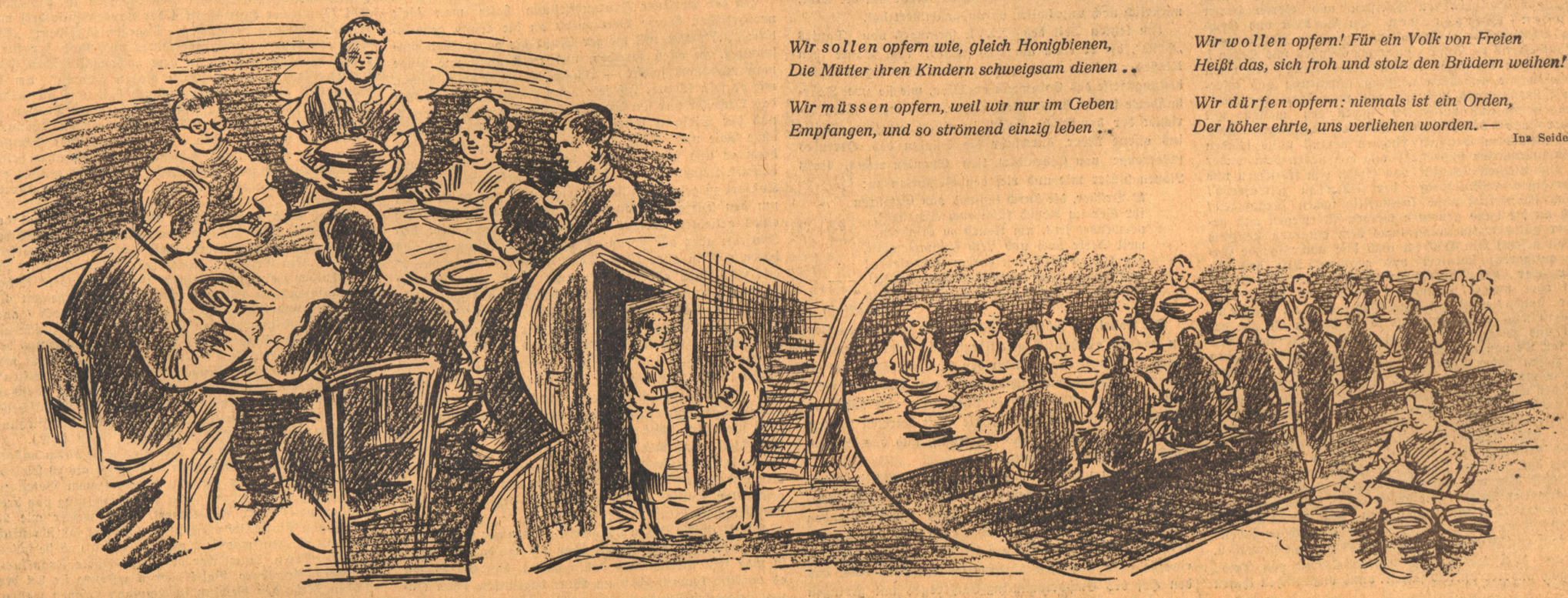
Wir sollen opfern wie, gleich Honigbienen,
Die Mütter ihren Kindern schweigsam dienen ..

Wir müssen opfern, weil wir nur im Geben
Empfangen, und so strömend einzig leben ..

Wir wollen opfern! Für ein Volk von Freien
Heißt das, sich froh und stolz den Brüdern weihen!

Wir dürfen opfern: niemals ist ein Orden,
Der höher ehrte, uns verliehen worden. —

Ina Seidel.



Glückshäfen im alten Pforzheim

im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert / Von Karl Maurer

Glücksspiele (Lotterien) mittels Aussonderung (Ziehung von numerierten Losen mit Aussicht auf Gewinn für die Käufer von Losen waren unter den mannigfaltigsten Arten beim Volke seit den ältesten Zeiten beliebt. In treuer Besorgnis dafür, daß es dabei auch immer richtig zugehe und die Volksgenossen nicht zu Schaden kämen, nahm sich von Alters her die Obrigkeit des Schutzes der Spieler an, und nahm die Veranstaltung von Lotterien sogar selbst in die Hand. In der Geschichte des deutschen Bürgertums, das in den emporblühenden Städten immer mehr an Macht gewann, stoßen wir auf solche Unternehmungslust. Nicht nur freie Reichsstädte, sondern auch unter fürstlicher Oberhoheit stehende Städte wie Pforzheim veranstalteten auf eigene Rechnung und Gefahr Lotterien. Schon in den frühesten Zeiten war man sich aber bewußt, daß zur Hebung von Handel und Wandel man sich nicht damit begnügen dürfe, den eigenen Bürgern das Geld abzunehmen, sondern daß es auch von außen hereingezogen werden müsse. Dazu gehörte in erster Linie die Bekanntmachung einer Lotterie. Bei unseren jetzigen Verkehrsmitteln ist dies auf mannigfachste Art möglich. Schwieriger war dies in einer Zeit wie im fünfzehnten und folgenden Jahrhundert. In diese fiel aber auch die Blüte des städtischen Schützenwesens. Waren Waffenspiele einst das Vorrecht des Adels und der Patriziersöhne, so hielten jetzt die bürgerlichen Schützengilden ihre Ritterspiele, erst mit der Armbrust und später mit dem Feuerrohre. Erstere galt noch lange als die vornehmere der beiden Waffen und wir sehen Adel und Fürsten am Armbrustschießen nicht nur teilnehmen, sondern sie wetteiferten in deren Veranstaltung mit den Städten oder übernahmen das Protektorat über die von Städten veranstalteten Schießen. Zu diesen mußten ebenfalls auswärtige Schützen zugezogen werden und so lag nichts näher, als daß man die Einladungen dazu und zu den Glückshäfen miteinander verband.

Ein Exemplar des ältesten auf Großfolio prächtig geschriebenen Pforzheimer Einladungsschreibens befindet sich im Archive der Stadt Straßburg und ist datiert von „samstag nach sant peterstag akadedea anno domini millesimo quademgentesimo septuagesimo primo (23. Februar 1471). — Schießen und Glückshafen sollten am Dienstag nach St. Johannistag beginnen. — Beide mußten jedoch verschoben und neue Ausschreiben angefertigt und versandt werden. Von diesem am Freitag nach heiligem Pfingsttage anno LXX primo ausgefertigen Schreiben befindet sich ein Exemplar im Archiv zu Mühlhausen i. E. Dort wird auch noch ein drittes Schreiben des „Schultheis Burgermeister und Ratt zu Pfortzheim" vom „frytag nach St. Lawerenztag anno LXXI" aufbewahrt, aus dem der Grund der Verschiebung ersichtlich ist. Es lautet: „ . . . . als sin gnad der hochgeborene Fürst unser gnediger Herr Markgrafe Karle zu Baden etc. etc. yetzund uß dem Keyßerlichen Hoffe von Regenspurg widder anheimsch komen ist" — (Der Markgraf, der in Pforzheim residierte, war inzwischen auf dem Reichstag in Regensburg gewesen, „der Türken halber"). Das Schießen sollte mit „Gunst und Verhängnis" also unter dem Protektorate des Markgrafen stattfinden.)

Zum Armbrustschießen sollten die Schützen „vff mentag nach Sanct Michelstag zunacht in Pfortzheim" eintreffen. Schießen und Glückshafen sollten am „Sunntag nach sanct Michelstag zu der sibenden stunden beschließen vnd nit me darin legen lassen".

Man begnügte sich jedoch späterhin nicht damit, an die befreundeten Städte handschriftliche Einladungsschreiben zu Schießen und Glückshafen zu versenden, sondern man ging dazu über, eigene Lotterieeinnehmer von Stadt zu Stadt zu schicken. Außer dem Begleitschreiben an die Stadtverwaltungen, den Einnehmern zu gestatten, an Meß- oder Markttagen ihren Tisch mit der Stadtfahne an öffentlichen Plätzen aufzustellen und die Einlagen der Spiellustigen entgegenzunehmen, hatten sie auch gedruckte Einladungen bei sich, um sie öffentlich auszuhängen.

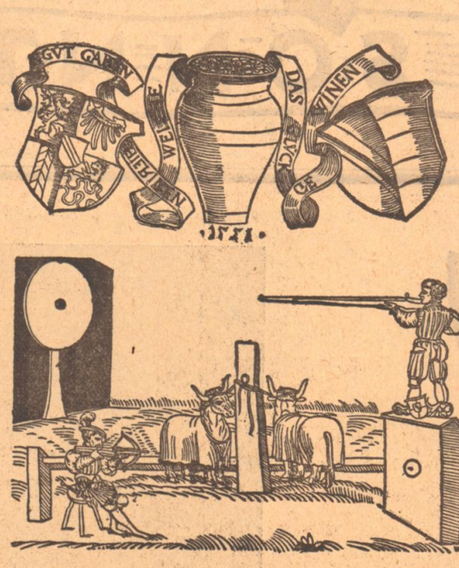
Das Stadt-Archiv in Heilbronn a. N. verwahrt noch eine solche auf 6 Seiten Groß-Folio prächtig gedruckte Einladung, aus dem Jahre 1551.

Der Plan (Prospekt) zum Glückshafen hatte folgenden Wortlaut:

„Allen vnnd Jeden / was würden / Stands / herkomens vnd wesens die seyen / Embieten Wir Peter Gößlin / alter Burgermeister / Jost Kessel / vnd Johann Eßlinger / beid Marggrauische Secretarien / Johann Gustenhofer / Keller / vnnd Jacob Klewer / Waisenuogt / zu Pfortzheim / Einem yeden nach seiner gepür / Vnser vnderthenigst / vnderthenig / willig vnd freuntlich dienst / grüß vnnd alles guts zuuor / vnd hiemit offentlich zuuernemen / Das wir auff gnedigs verwilligen / des Durchleuchtigten / Hochgebornen Fürsten vnd Herrn / Herrn Ernsten / Marggrauen zu Baden vnd Hochberg / Landgrauen zu Susenburg / Herrn zu Röteln vnnd Badenweiler / rc. Vnsers gnedigen Fürsten vnd Herrn /. Dieweil wir nit allein bei vns selbs / sond! bey vilen Menschen / die angeborn neigung / anmütung vnd affection spüren vnnd befinden / wie man durch kurtzweil / vnnd schimpfflich / vnschedlich sachen / bey weilen mit kleiner Haab / besseres vnnd mehrers zuerlangen / oder aber mit dem wenigen / ringern verlust vnnd schaden darob zugewarten vndersteht / vnd das neben dem / vnder den vnmüttsamen Leuthen / von etwan eim frölichern vnd guthertzigen / zuhinlegung der selben / zu zeitenfreud / ehrlich / schimpfflich vnnd kurtzweilig sachen / fürgezogen / vnnd an die hand genomen werden / Derwegen auß getrewer güter wolmeinung (was dem entgegen / gentzlich hindan gesetzt) Ein Hafen vmb dise nachuolgende Gaben / auffgericht / statuiert vnd geordnet / Also das ein yeder wer der sey / Chur-fürst / Fürst / Ritter / Graff / Edel oder vnedel / Communen / Gemeinden / hohes oder nider stands / vnnd ein glück Gab / Einen Batzen / einlegen mag / vnnd ein yeder so vil Batzen als ime geliebt / vnd so manchen Batzen einer einlegt / souil vnd offt soll Er von dem Einnemer / darzu verordneten / inn das Hafen oder Gabbuch eingeschriben / ime dergegen auch so manchen Zedel seines Namens / vnd zunamens / oder der wort / oder gedicht / dafür Er einlegt / vrkund / mit vnser oder der verordneten gemerck / oder handzeichen gegeben / Doch soll hierinn niemand mit einichem wort oder gedicht / eingeschriben werden / lautende / vn ehrlich / ketzerisch / oder diffamisch / dann so das beschehe / wurdet das von vns / vnnd den jhenen wir alhie / vnd außerhalb hin vnd wider / verordnen werden / vnd solches gemelter maßen / empfangen hetten (aller hand dardurch zuuerhüten) nit angenommen / dem jhenen auch / so also schmehlich vnd Ketzerisch Namen / einzeichnen lassen / vmb sein einlag weder red noch antwurt gegeben werden.

Dann diser Hafen vnnd Gesellschaft / nit von Neid / haß noch anderer vntrew sachen / vnnd vnzimlichen thaten wegen / Sonder obgemeltet gestalt / von kurtzweil vnd gesellschafft wegen / angesehen / das wisse sich menigklich zuuerhüten. Es soll auch keiner (damit der mehrer den wenigern gar nit vbersetz / vnd das wenig durch das vil vertruckt bleib) vber zehn Guldin einzulegen macht haben / Aber darunder nach eins jeden will vnnd gelegenheit.

Vnd damit menigklich wisse / Wo / vnd an welchem ende / einer sein Einlag thun mög / haben wir alhiezu Pfortzheim / einen Fanen vnd dem selben einen vertrawten verordnet / An welchem Fahnen ein Hafen / sampt den nachgemelten Gaben gemalet / der soll alletag dis werenden Hafens / morgens frü zu Sechs vhren / ausgesteckt / vnd gegen Abent zu Fünff vhren / wider eingethon werden / vnd so lang der Fanen außgesteckt ist / So lang wirt derjeng die Einlagen / obgemelter maßen empfahen / die Namen / Wort oder Gedicht eins jeden / inn ein Register oder Buch / darzu verordnet auffschreiben / vnnd dargegen wie offt vnnd vil yeder einlegt / gelegt / ime gemerck oder Zedel geben / auff das sich niemand einnicher vntrew oder verforteilung hab zu beklagen / noch zubefahren. / Also werden es die / so zu empfahung der Einlag an andern orten verordnet / auch halten / die vns fürter irs empfahens / sampt den Registern / der einzeichneten Namen / Wort oder Gedicht / alher zu vnsern handen / gegen gebürender vrkund / vmb mehrer richtigkeit willen / vberantworten werden / Oder aber / wo wir kein eignen Bevelchhaber geordnet / möchten die jhenen desselben orts (damit sondere mühe vnd Bottenlon erspart) so ein zulegen lust haben / Einen vertrawten vnder inen selbs / zu empfahung der Einlagen / zu disem vnserm Hafen verordnen / volgends denselben mit der einlag / sambt der auffzeichnuß der Namen / Wörter / oder Gedichten / vnnd wieuil yeder eingelegt / bey rechter zeit / vnd zum lengsten ein Monat vor Sanct Laurentzentag / schierest mit vrkund vnnd schein / wieuil der Einlagen sein / vnd wer die erlegt / rc. alher schicken / das soll von ime / von vns angenomen / inn das geordnet Buch eingeschrieben / vnd ime dargegen seins vberliferns / auch gepürend gegen vrkund zugestellt / vnnd derhalb von vns nach gestalt seins darbringens vnd liferns / zimlich zerung vnnd verehrung werden. Welche aber die Einlagen ehe schicken oder pringen / wurd vns dest förderlicher sein.



Vnnd soll sich menigklich zu versehen / das mit diser kurtzweiligen Sach / auffrecht vnnd redlich vmbgangen werden soll / vnnd damit sollichem desto mehr glauben gegeben / so sollen zur zeit / außrüffung der Gaben / zwen Erbare / Alte vnpartheyische Menner / so nit lesen können gezogen / die die beschriebenen Zedel / mit den Namen / Wort / oder gedicht / inn den einen vnnd die vnbeschribenen / neben vnnd mit den ein vnnd dreißig Gaben zedeln / inn den anderen Hafen / blintzlichen mit zugebundenen Augen legen / die zedel all zuuor vndereinander verborgenlich / one allen vortheil vnnd betrug / verwicklen / vermischen / vnnd dann volgendes wie gepreulich herauß genomen / offentlich erhaben / vnnd mit lauter stim gelesen / außgerüfft / vnnd dem so glücket / die Gab beschriben werden / Also das ein yeder sehen vn spüren soll / das alles one all verfortheilung / oder betrug zugang.

Es ist auch geordnet / das dem Ersten vnd Letsten so heraußkompt / er hab ein Gabzedel oder nit / ihr yedem sechs elen Daffet zuuerehrung gegeben / So werden die Gabzedel / wie sie nacheinander / denjenen sie beschert / zugelesen / außgerüfft vnnd zugeschriben / nach volendter sach / von vns alßbald auch verfolgt / vnd denjenen so zur zeit / offnung vnd außrüffung der Gaaben / des Hafens nit allhie / vnd deren ein oder mehr Gab zufallen vnnd beschert würdt / das soll inen zum ehesten schrifftlich zuwissen gethon werden / die selben wissen allhie zu empfahen.

Vnd soll sollich einlegen des Hafens auff Dato diß brieffs / angon / vnd auff Sanct Laurentzentag / den zehenden Augusti / schierest / entlich auffhören / vnd auff den selben Sanct Laurentzentag / vmb zwelff vhren angefangen / die Gaben obgemelter Gestalt / erhaben / gelesen vnd außgerüfft werden / Es were dann das auß Ehehafften vrsachen / als Kriegsleuff / oder ander vnfal (daruor Gott genediglich sein wol) noch ein kurtze zeit damit verzogen / Welches / wo es beschehen (des man sich nicht versicht) doch bey guter zeit / zuuot offentlich anzeigt / vnd mit benemung eins andern vnuerlengten Termins vnnd tags / widerumb alher benent vnd verkündet werden soll / Vnnd wo sach were / das sich die einlag darzwischen mehren wurde / sollen auch noch andere vnd mehr Gaben / dann hiunden bestimpt / geordnet werden.

Vnd volgen hernach des Hafens Gaben / Ein Silberin vergulten verdeckten Becher / auff sechtzig Guldin / Ein Silberin Becher mit einem Deckel auff viertzig Guldin / Ein Silberin Becher / auff dreißig Guldin / Ein Silberin Kentlin / auff zwentzig Guldin / Acht Silberinlöffel / auff fünffzehen Guldin / Acht der newen kleinen Silberin Kreußlin / die selbs auffstehn / auff dreizehen Guldin / Ein guldinn Borten oder Schloßgürtel / mit Silberin vergultem beschleg / auff zwelff Guldin / Zehen Taler an gelt / Ein Dolchen mit Silber beschlagen auff zehen Guldin / Ein zentner Flachs / Ein guldin Ring / auff acht Guldin / Vier elen Samat / Zwei Silberin Saltzfeßlin / auff siben Guldin / Ein Berlin Schappel / auff siben Guldin / Ein andern guldin Ring / auff sechs Guldin / Fünff elen lindisch duch / Ein gantzen Burschat / Zwentzig elen leibfarben Engelsatt / Ein dutzed hültzin Löffel mit Silber beschlagen / auff vier Gulden / Ein Reitschwert mit einem Silberin Ortband / auff vierthalben Guldin / Drei elen Samet / Ein Sametin Baret mit einer weißen Feder / Ein dutzet zinnin Deller / Ein Sametin Gürtel / mit einem Sametin Frawen Seckel / Ein paar Messer mit Silber beschlagen / auff drei Guldin / Ein seidin Hut / mit einer weißen Feder / Ein guldin Schnur / auff zwen Guldin / Zwen zinnin Leuchter / Ein Schleyer oder Bechlin / mit einer guldin Leysten / Siben elen Daffet / dem so am Ersten auß dem Hafen kompt / siben elen Daffet / dem so zum Letsten auß dem Hafen kompt." — Für die beiden Schießen, für die als erste Preise gemästete Ochsen ausgesetzt waren, war eigene Einladung beigefügt.

Wie eine Ziehung der Gewinne vor sich ging, zeigt eine Zeichnung Opels (in dem Werke Edelmanns Schützenwesen): Sie stellt den Glückshafen des Hauptschießens in Regensburg 1586 dar. Der Waisenknabe zieht aus einem Hafen die Losnummer, aus dem andern die Gewinn-Nummer. Urkundspersonen und Ausrufer verkünden die Ergebnisse unter Trompetenschall. Man sieht auf dem Bilde auch einen, der auf keinem Frei-Schießen fehlenden Pritschenmeister. Hanswurstartig gekleidet hatten sie nicht nur für lustige Unterhaltung zu sorgen, sondern auch die Ordnung aufrecht zu halten. Wer sich gegen sie verging, den durften sie auf die Pritschenbrücke schleppen und ihm unter einem aus dem Stegreif verfaßten Sprüchlein das Leder versohlen":

Hört ihr Herren Schützen
Wir haben ein, den wölln wir pritschen!

Daß die Pritschenmeister auch bei den Gewinnziehungen „Arbeit" bekamen, und daß sie, wenn sie einen erwischten, der über sein Pech laut schimpfte und tobte, unter die Pritsche nahmen, ist wohl erklärlich, denn wer den Schaden hatte, durfte in allen Zeiten nicht für den Spott sorgen.

Die Pritschenmeister gehörten meist dem Handwerkerstande an. Sie reisten im Sommer auf die Frei-Schießen und wir verdanken ihnen nicht nur ausführliche Beschreibungen der betreffenden Schützenfeste, sondern auch der Städte und sonstiger Begebenheiten in Versform.

Mit dem vom Pritschenmeister Heinrich Gering von Zürich besungenen großen Feuerschießen in Pforzheim 1561 (Durlacher Handschrift 4 der Landesbibliothek) war kein Glückshafen verbunden. Dagegen schreiben: „Wir Oberuogt/Schultheis/Burgermeister vnd Rath der fürstlichen Stadt Pfortzheim in dem hochwhllöblichen Fürstenthum der Margraueschafft Baden gelegen" am 10. März 1582 ein Hauptschießen aus: „so wir an beiden Zielstätten der Armbrust oder Stahel vnd Büchsen zu hallten vns entschlossen / die heimgebrachten Kräntzlin wider von vns zu geben. (Die Pforzheimer Schützen hatten von auswärtigen Schießen Preise (Kränze) heimgebracht und es war Ehrensache der Stadt wieder ein Schießen zu veranstalten und die Kränze „nicht verdorren zu lassen".)

Dabei wird angekündigt, daß mit Erlaubnis der Markgräflich Badischen Vormundschaft ein stattlicher Glückshafen aufgetan werde, dessen beste Gewinnste sein sollten: „Ein Geschirr / samt einer guldin Ketten / für 1800 Gulden / ein ander Geschirr für 1700 Gulden" ferner he ein solches zu 1600 und 865 Gulden, insgesamt 611 Gewinne" vnd solche alle an lauter gutem Gold / auch vergulten vnd unvergulten Silbergeschirr vnd Geschmeid / die am hallt (Gehalt) / der Prob / dem gewicht vnd der aestimation, sollen Just / gerecht vnd des anschlags wol wert sein / vnd sich zusammen 17 350 Gulden anlauffen", — Die Einlage (der Zettel) war 3 Batzen oder 12 Kreutzer. — (Einziges noch bekanntes Exemplar der Druckschrift, in Straßburg; ein zweites, die Verschiebung der Ziehung betreffend, im Stadt-Archiv zu Mü[illegible]sen i. E.).

Ueber die Zustellung der Gewinne wird darin ausgeführt, daß wenn der Gewinner nicht mehr als 20 Meilen wohnhaft ist, ihm der Gewinn durch eigenen Boten in sein Haus geliefert werde gegen eine Vergütung von drei Kreutzer von jedem Guldenwert. Den weiter wie 20 Meilen von Pforzheim entfernt Wohnenden soll schriftlich mitgeteilt werden, was sie gewonnen haben und sie sollen darauf erklären, in welcher der Meß-Städte Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Basel oder Straßburg sie bei der nächsten Messe den Gewinn in Empfang nehmen wollen. Gebühren: 4 Kreutzer für je 1 Guldenwert.

Unbewußte Prophezeiungen

Von Wilhelm von Scholz

Barbara Schultheß, die Schweizer Freundin Goethes, die mit einer ihrer Töchter und einem Vetter zur Begrüßung des aus Italien heimkehrenden Dichters die große Reise von Zürich nach Konstanz machte — die heute mit dem Wagen etwa eine und eine halbe Stunde dauert — übernachtete am 3. Juni 1788 in Frauenfeld. Sie empfindet sich da schon weit von der übrigen Familie getrennt, denkt, wie es nun wohl zu Hause gehen möge, und schreibt ahnungslos hin, daß sie sich einen Telegraphenapparat wünscht: „Ich glustete (hatte Lust, Verlangen) nur nach einem Paar Maschinen, die sich magnetisch an zwei Orten zugleich bewegen ließen, und mit denen man sich so zuschreiben könnte, daß im gleichen Moment die Maschine in Zürich schreiben würde, was ich mit der in Frauenfeld schrieb, und so dann der Tour an euch käme."

Die Freundin Goethes und Lavaters, eine schöngeistige, durchaus nicht „technische" Seele, gibt eine kurze treffende Bezeichnung des Telegraphen, gewiß ohne jeden Gedanken daran, daß, noch ehe hundert Jahre vergangen sind, zahllose solche Maschinenpaare sich aufeinander einstellen und zugleich an verschiedenen Orten dasselbe schreiben werden.

Es ist lehrreich, hier zu sehen, wie dem Entstehen neuer Erfindungen, die technischer Verstand schafft, harmlose Wunsch-, Märchenphantasiebilder vorangehen, die sicherlich auf alle neuen Erfindungen einwirken. Wir wissen ja, daß zum Beispiel Jules Verne nicht nur das Unterseeboot und die Abkürzung der Reise um die Erde, natürlich noch untechnisch, vorausgeschildert hat.

Im letzten Teil des XXVI. Gesanges von Dantes „Hölle", die er etwa um 1300 schrieb, läßt Dante den Ulysses als seine letzte Fahrt — den Aufbruch zur Entdeckungsreise des Columbus erzählen, wie sie zwei Jahrhunderte später Wirklichkeit wurde. „Ich warf mich", berichtet der homerische Held", in einem einzigen Schiffe ins offene Meer, durchfuhr die Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar), ließ Spanien rechts, links Libyen hinter mir und rief den Gefährten zu:

O Brüder, die durch tausend von Gefahren
ihr hier im Abend kühn euch eingestellt,
verwendet jetzt, um Neues zu erfahren,
weil Seele noch und Leib zusammenhält,
den kurzen Rest von eurem Erdenleben!
Der Sonne nach zur unbewohnten Welt! — —
Und rastlos gings ins weite Meer hinein."

(Streckfuß)

Die Fahrt, die südwestlich führt, wird in wenigen Versen packend anschaulich geschildert. Die Sterne der südlichen Halbkugel tauchen über den Horizont. Fünfmal erneuert der Mond sein Licht. Endlich ragt Land, ein Berg aus der Flut. Aber ehe die Abenteurer die Küste erreichen und die neue unbewohnte Welt betreten können, verschlingt ein Wirbelwind ihr Schiff, und das Wogengrab schließt sich über ihnen. —

Unter den unklar-verworrenen und vielfältig deutbaren Prophezeiungen des großen mittelalterlichen politischen Sehers Nostradamus, die ihrer wiederkehrenden vierzeiligen Form nach „Quatrains" heißen, gibt es zwei, drei, die unmißverständlich auf bestimmte geschichtliche Ereignisse oder Personen hinzuweisen scheinen: eins, das den Hof des Emporkömmling-Empereurs mit geringen Leuten als seinen Kammerherrn und Marschällen schildert, muß auf Napoleon gelesen werden; ein anderes enthält sogar die Jahreszahl, wann im Frankreich der Revolution das Christentum abgeschafft und die neue Zählung der Jahre begonnen wurde. Solche Vorhersagen verlieren einen Teil ihrer erstaunlichen Seltsamkeit, wenn man an diese unbewußten, unbeabsichtigten Vorhersagen denkt, wie wir sie bei Dante oder der Barbara Schultheß fanden. Es gehört eigentlich, damit eine wirkliche Prophezeiung entstehe, dazu nur noch, daß den, der achtlos im Wort ein künftig Wirkliches nennt, ein leichtes Stutzen befällt, ein Vermuten: hier ist mehr als ein bloßes Spiel der Phantasie oder gar nur des Wortes. —

Man kann mit einem gewissen Recht den schlesischen Dichter Johann Christian Günther als den „Vor-Goethe" bezeichnen, als den ersten Versuch der Zeit, den großen Mann goethescher Art hervorzubringen, in dem das Deutschtum mit dem Griechentum verschmilzt und zum geistigen Gipfel der neuen Zeit wird. Wie eine zu früh erschlossene Blüte in den noch nachkommenden Frösten erfriert und abfällt, so ging auch Günther, um den das Dichtungszeitalter noch nicht im Frühling stand, früh und ohne letzte Erfüllung zugrunde. Er ahnte den ihm Folgenden, der zur Zeit von Günthers Tod noch nicht geboren war, und schenkte in seinem poetischen Testament das, was ihm die Zeit in Deutschland noch nicht zu vollenden erlaubte: „— dem geschickten Kopfe, der nach mir die Laute nimmt und sie mit gelehrten Griffen nach der griechischen Zither stimmt": Goethe.

In der Berliner Funkausstellung hatte man diese prophetischen Worte Beethovens an die Wand geschrieben: „Ich wollte mit meiner Musik die ganze Welt umspannen, zu allen sprechen, und weiß nicht, wie lange man mich noch spielt! — Ich träume manchmal davon, wie es sein könnte: Ich sehe dann ein Konzert, da spielt das Orchester nur um der Musik willen, nicht um Beifall, und der Dirigent leitet es nur um der Musik willen, ohne Pose und Geste, ohne Arroganz und Koketterie; denn er und sein Orchester haben kein Publikum, das ablenkt. Keiner sieht zu, keiner ist da gekommen, um ins Konzert zu gehen, um sich zu zeigen und andere zu sehen, um den Dirigenten anzuschwärmen oder in der Nähe eines geliebten Wesens zu weilen. Niemand sieht das Konzert; aber alle hören es, alles, was Ohren hat und hören will in aller Welt. Es erklingt „Missa solemnis" den Gläubigen aller Zungen zum Trost. Eine Stimme singt „An die ferne Geliebte", und wo jemand sich geliebt weiß, fühlt er sich erschüttert. Das „Adagio" aus der „Pathétique" dringt in die Seelen der Leidenden in den Spitälern, zu den Verzagenden in den Gefängnissen und machte sie hoffen und stark. Die Ouvertüre zu „Fidelio" braust in die Kammern der Vereinsamten in allen Landen, erfüllt die naiven Herzen der Bauern, erfüllt der armen Tagelöhner Dachstuben und Kellerwohnung, die sonst nie einen Fuß in den Konzertsaal gesetzt haben. Alle Welt hört! Alle Welt! Bis zu dem schlichten Wächter in der wasserschäumenden Meeresnacht, in den Türmen und Felsen der Berge, die bisher von aller Welt abgeschnitten waren. Und die „Neunte" ertönt allen und umschlingt ausklingend Millionen!"

Die Beispiele ließen sich gewiß um manche vermehren. Wenn nach Ben-Akiba alles schon einmal dagewesen ist, so mag sein Spruch auch dahin gelten, daß Vieles, ehe es wirklich kommt, schon im Wort dagewesen, schon einmal gesagt worden ist. —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der ewige Traum

EIN FILM
VOM
MONTBLANC

Sepp Rist als Jacques Balmat

Sturz ins Ungewisse

Bei seiner ersten Besteigung wird Balmat schneeblind und stürzt über ein Schneebrett in die Tiefe

Aufnahmen: UFA.

Saussure (W. Kaiser-Heyl) schildert dem Bergführer Balmat (Sepp Rist) die Wunder des Berges

Unter der Spielleitung von Dr. A. Fanck ist jetzt ein neuer großer Bergfilm der Ufa entstanden, der die große geschichtliche Tat der Erstbesteigung des höchsten Berges Europas verherrlicht. Im Jahre 1786 unternahm Balmat, ein Bergbauer aus Chamonix, trotz aller Warnungen seiner Genossen den tollkühnen Versuch, den Gipfel des Montblanc zu erreichen, wo der Sage nach riesige Goldfelder, von Dämonen bewacht, des ersten Menschen harren sollten. Sein erster Versuch mißlang, aber wenige Wochen später bezwang er mit einem Gefährten zusammen den Bergriesen. Ein Jahr später folgte ihm der berühmte Genfer Gelehrte Saussure.

Napoleons Zug durch die Alpen

Eine Szene aus dem Ufa-Film „Der ewige Traum"

Erzählung aus den Tropen / Von Karl Conrad

James Hopwell, Maschinist, stand auf der öligen Leiter, den Kopf aus der Luke. Die Sonne prasselte steil auf Deck. James sah, wie sich die Gipfel einiger Palmen leicht schwankend über den weißglühenden Himmel zogen und hörte gleichzeitig, wie der Kapitän auf der Brücke ins Rohr sprach: „Stopp". Das Stampfen der Maschine verstummte. Aus dem Schornstein stiegen schwere, schwarze Rauchwolken. Das Wasser plätscherte gegen die Planken und gurgelte unter den stillstehenden Schaufelrädern.

Der Kapitän rief ins Rohr: Halbe Kraft rückwärts", wobei er das „R" kräftig vorn auf der Zunge rollte. James hörte, wie das Echo unten im Maschinenraum hallte und Ale, der Heizer, mit nackten Füßen vom Kessel zur Maschine patschte, die Umsteuerung zu betätigen. Der Dampf zischte wieder in die Zylinder und puffte in kleinen weißen Wölkchen aus dem Schornstein. Das Wasser unter den Rädern rauschte und spritzte empor, daß sogar James in der Hütte des Decks einige Tropfen angenehm kühl ins Gesicht flogen.

„Stopp", rief der Kapitän auf der Brücke.

Ein Wassertropfen kitzelte James in der Nähe der Lippen, und er leckte mit der Zunge danach. Der Dampfer schaukelte leicht. Kapitän Sanders ging mit seinen zerrissenen Segeltuchschuhen lautlos über Deck, sagte, als er James' Kopf in der Luke sah: „Rasch! Rasch!" und verschwand in der Kajüte. James dachte sich, daß Sanders die Ruhepause dazu verwende, den privaten Profit zu berechnen, welchen ihm die geheime Ueberladung bringen werde. Und der Maschinist war überzeugt, daß dieser Bananendampfer „Robert Malmson II" trotz seiner undichten Kolbenringe noch recht gut gegen die Strömung hätte aufkommen können, wenn Sanders nicht an die neun Tonnen Bananen über die erlaubte Ladung hinaus für seinen eigenen Gewinn hätte verstauen lassen. Selbst auf Deck war nur ein schmaler Mittelgang von der Brücke zur Kajüte freigeblieben, alles andere war von den hochaufgeschichteten grünen Bündeln bedeckt. Der Tiefgang war ein halbes Meter über der Marke. James schüttelt den Kopf und stieg die Leiter hinab, zuerst durch einen Schacht in der duftenden Ladung, dann in die Hölle des Maschinenraums. Während er langsam die Füße von Tritt zu Tritt tiefer setzte und die Hände das glatte Gestänge hinabgleiten ließ, fühlte er wieder deutlich, daß er auf diesem Dampfer fehl am Platze sei. Er hatte als Mitwisser von Kapitän Sanders Privatgeschäften geradezu ein Schuldgefühl gegenüber der Firma, in deren Dienst er stand und die ihn bezahlte. Trotzdem hatte er in den zwei Jahren, die er jetzt auf dem Dampfer arbeitete, noch nicht die Energie aufgebracht, irgend etwas für die Aenderung der Verhältnisse zu tun. Er fürchtete Entlassung und Arbeitslosigkeit, die jetzt hier im Süden beständig zunahm.

Schwitzend, trotzdem er nur mit einer dünnen Leinenhose bekleidet war, müde und ein wenig niedergeschlagen, ging er zum Kessel. Ale stand davor und versicherte, er habe das Ventil bereits zugedreht. Und zur Bekräftigung griff er nochmals das Rad mit beiden Händen, aber es rührte sich nicht mehr. James blickte auf die hagern, knochigen Hände des Heizers. Der ließ die Hände vom Rad. Legte sie auf den Rücken und lächelte höflich, indem er den Oberkörper ein wenig vorbeugte. „Ist es möglich, daß so ein Ventil mal undicht wird?" fragte er. James antwortete: „Soll schon vorgekommen sein". „Ach!", sagte Ale und beugte sich noch weiter vor. Dabei blickte er James ins Gesicht, als wolle er dort jeden Wunsch ablesen. „Anker werfen!" sagte James, und es war ihm wider Willen wie ein zorniger Befehl aus dem Munde gedrungen. Ale aber nickte höflich und huschte die Leiter hinauf. Bald danach rasselte die Kette über Deck. James empfand gegen diesen Heizer eine gerade körperliche Abneigung, wenn er ihn so in seiner öligen Geschmeidigkeit herumlaufen sah. Doch führte sein Gerechtigkeitssinn dagegen immer Ales Höflichkeit, seinen Arbeitseifer und seine ganz unstillbare Lernbegier ins Feld. Offenbar kannte der Heizer kein anders Ziel im Leben, als einmal Maschinist zu werden und damit bei leichterer Arbeit die 4,50 Dollar mehr je Woche zu verdienen. Und es war kein Zweifel, daß man, falls James ging, Ale zum Maschinisten auf dem „Robert Malmson II" machen würde. James stieß die Luft durch die Nase aus und schüttelte den Kopf. Er würde seine Stelle hier gern mit der des einfachsten Farmarbeiters in Galveston tauschen, denn dann wäre sein Gewissen leichter und die unerträgliche Trennung von Maddly hätte ein Ende. Jetzt saß sie die halben Nächte in ihrer kleinen Dienstbotenkammer und schrieb ihm trotz ihrer Müdigkeit lange Briefe, die ihn erst nach Wochen erreichten. Während James das dachte, versuchte seine Hand mechanisch das dampfsprühende Ventil noch fester zu schließen. Von der Dichte dieses Ventils hing für die nächste halbe Stunde sein Leben ab. Doch ging ihm Maddly Smith immer noch nicht aus dem Kopf. Die Sehnsucht machte ihn krank. In den vier Wochen, die er jedes Jahr während der Regenzeit in Galveston zubrachte, konnte wegen des beständigen Bewußtseins der baldigen Trennung kein rechtes Glücksgefühl aufkommen. Oft lag nun James in den heißen Nächten auf Deck unter dem Moskitonetz und blickte mit brennenden Augen zu dem klaren Sternenhimmel empor. Es war ihm, als bohre ein Messer langsam und beständig in seiner Brust, und in dem Plätschern der Wellen glaubte er Maddlys Stimme zu hören. Wenn der glühende Wind über ihn hinstrich, fühlte er sie in seiner Nähe.

Jetzt suchte er sich von diesen Gedanken zu befreien. Zu seinem Erstaunen befand er sich in der schmalen Koje vor seiner Kiste. Es war fast dunkel hier, weil das Bullauge infolge der großen Ueberladung unter Wasser stand. James band einen kleinen Schlüssel von seinem Leibriemen los und schloß den Deckel auf. An der Innenseite war mit einem Reißnagel ein Photo von Maddly Smith befestigt. James wischte sich seine rechte Hand an der Hose rein, dann fuhr er mit dem Zeigefinger langsam über Maddlys Gestalt. Maddly saß auf einer Fensterbank. James hatte die Aufnahme selbst gemacht mit einem Box-Apparat, den ein Freund ihm geliehen hatte. Er erinnerte sich genau. Maddly hatte sich erst gesträubt, photographiert zu werden, aber er hatte so lange gebeten und versichert, daß er in seiner Einsamkeit auf dem Schiff ein Bild brauchte, bis sie schließlich nachgegeben hatte.

Plötzlich, als James sah, daß immer noch Oel in den Hautfalten seines Fingers saß, zog er ihn schnell zurück. Maddly lächelte auf dem Photo, und James hatte das Gefühl, gleichfalls lächeln zu müssen. Er tat es auch, so daß unter seinen dicken Lippen die großen gelben Zähne sichtbar wurden. Dann schloß er die Kiste wieder zu. Die Kajütentür war nur angelehnt. James mußte sie zweimal hinter sich zuschlagen, ehe das Schloß einschnappte. Beim Knall der zufliegenden Tür kam ihm alles plötzlich sinnlos vor. Er blieb einen Augenblick stehen, als erwarte er etwas. Im Innersten fühlte er wieder die verrückte Hoffnung, jetzt könne er plötzlich seine Sachen in die Kiste packen und sich auf den nächsten Starexpreß nach Galveston setzen. Er zog die Stirn zusammen, zerrte die Mundwinkel nach unten, daß sich die Falten zu beiden Seiten der Nase noch vertieften, und fluchte. Nun war nichts mehr in ihm als eine dumpfe Müdigkeit. Er stieg die kurze Leiter hinab, ging zwischen den Bananen hindurch, wo der beinahe unerträglichen Hitze ein süßlicher, betäubender Geruch beigemengt war, und

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

2.

Der Sommer steht hell und hoch über Sandhörn. Am Strande von Dünsteede wehen die Flaggen in allen Farben. Die „Saison" hat begonnen. Jeden Tag bringt das Postschiff neue Gäste. Am Dünenweg lustwandeln die fremden Menschen in seidenen Anzügen nach den Klängen der Kurmusik. Unten im Wasser tummeln sich die Badenden, werfen mit großen Gummibällen, schwimmen gegen den Wogenschlag an, und ihr Lachen und Rufen erfüllt die flimmernde Luft. Im weißen Sande sonnen sich die nackten Gestalten in den Burgen, oder sie liegen in den Stühlen, oder sie spielen im Reigen mit Ringen und Bällen. Auf den Terrassen der großen Hotels sitzen die Fremden vor weißgedeckten Tischen und sehen hinaus auf das große Wunder des Wassers. Mit mächtiger Gewalt ist die Sonne am Werk. Der Sand ist glühendheiß, die großen Findlinge brennen, wenn man sie anfaßt, die Männer werden bronzen im Gesicht, und den feinen Damen schält die zarte Haut ab.

Pastor Martin Grell hat recht bekommen: der Damm ist die große Zufahrtsstraße für Dünsteede geworden. — Niemals vorher hat die Kurliste eine derartige Gästezahl verzeichnet. Alle Häuser sind besetzt, alle Körbe sind vermietet, alle Wege sind belebt. Bis hinunter nach Steenshövd und Lüttenoog kommen die Fremden, um eine Bleibe zu finden in den großen Ferien. Während man früher auf die durch Ebbe und Flut zur Unregelmäßigkeit verurteilte Schiffsverbindung angewiesen war, kommen die Gäste nun vielfach über den Damm. Sie haben Autobus-Touren eingerichtet, die besonders am Sonntag einen Sturm von Fremden zum sonst so stillen Eiland hinüberschaffen. Die Gemeinde Dünsteede muß zwei Strandwärter anstellen, die dem schlimmsten Treiben Einhalt gebieten. Da steht Wagen bei Wagen, da sind Motorräder, Fahrräder in langen Reihen. Da werden Zelte zum Uebernachten aufgeschlagen, und am andern Morgen liegt alles voll von Papier und Blechdosen. Am Abend leuchtet es überall hell auf. Aus sogenannten Dielen kommt Jazzmusik und grelles Lachen. Eine Spielstube hält die Menschen bis gegen Morgen in verbissener Leidenschaft beisammen. Der neue Tanz, der teure Wein, die leichte Liebe sind aus der Großstadt herübergekommen nach Sandhörn. Grote Gehlen fährt alle Tage Badegäste in seinem Segelboot. Aber er wirft das Geld abends verächtlich und zornig in den Kasten. Wir gewinnen den Knopf, aber wir verlieren die Jacke, sagt er zu Rauert Nickels, als die beiden über das wilde Badeleben reden.

Dieser erste Sommer geht wie ein Rausch dahin. Er hat Geld nach der Insel gebracht, ohne Frage — aber auch viel Dreck. Aus dem stillen, sauberen Dünsteede ist ein lautes, buntes Modebad geworden. Erschreckt sind zuerst die einfachen Insulaner zurückgewichen, aber der Lärm und die Dreistigkeit folgen ihnen bis in ihre feinen, stillen, blanken Stuben hinein. Autos stieben durch das Land, ruinieren die Wege und werfen alles voll Staub und Lärm.

Im Tanzsaal der Strandhallen ist alle Abend eine neue Sehenswürdigkeit zu erleben: bald wird der kleinste Fuß, bald das schönste Bein, bald der schickste Badetrikot prämiiert. Mit grellen, farbenbunten Lampen, schriller Musik, wilden Tänzen, mit steigenden Preisen und raffigen Händen wird hier das Geschäft gemacht.

Als der Zuzug bei warmem Wetter bis in den September hinein anhält, als die Gemeinde Dünsteede die Kurtaxe um das Zweifache heraufsetzt und Sonntags für das Betreten der Strandpromenade Karten zu RM. 1.— ausgibt, da steht es fest: der Damm hat Sandhörn, sommertags wenigstens, zu einer ganz anderen Welt gemacht! Wie gut war es, daß damals die Mehrheit der Friesen dem Bau dieser Geldstraße zugestimmt hatte! —

Momme Sönksen, der im Hafen von Steenshövd einen alten Ewer liegen hat, halbverrottet und spakig, kriegt im August die Malersleute und den Zimmermann her, läßt den alten lecken Kasten auskalfatern, hübsch malen, mit Glasdach versehen und buntem Licht, holt sich beim Amtsvorsteher Konzession und verankert die „Meereslust" vor dem Strande bei Dünsteede. Im kleinen Beiboot holt er die Gäste herüber, läßt eine tüchtige Hamburger Deern hinter der Schiffstheke stehen, schenkt Grog und Likör und Wein, und bis tief in die Nacht hinein ist an Bord der verlockend erleuchteten „Meereslust" toller Betrieb. Es kommt so weit, daß auch die Frauen der Einheimischen traurig und empört am Strande auf- und ablaufen, derweil ihre Männer drüben auf dem fröhlichen Schiff von Momme Sönksen die letzte Mark in Grog anlegen. Allabendlich torkeln die duhnen Mannsleute über die Dünen in die Dörfer.

Melf Melssen hat recht bekommen: der Damm hat Geld und Spaß nach Sandhörn gebracht...

Bis zum Oktobermond hin dauert der Kurbetrieb in Dünsteede. Dann ziehen die Pächter der Hotels ab, nachdem sie die hohen Fenster der Häuser mit Brettern vernagelt haben. Die fremden Dienstboten verlassen die Insel — es wird wieder still auf dem Eiland. Die Wattenschiffer legen ihre Boote auf. Die Fischersleute gehen nachts zu ihren Guarden (Gärten) hinaus, kommen mit großen Makrelenfängen heim, können den reichen Fischsegen kaum loswerden.

Gott sei Dank, denkt Pastor Martin Grell, als der tolle Sommerspuk verflogen ist. Es war doch rein zu schlimm. Der Kirchenbesuch war freilich alle Sonntage groß gewesen; aber es war mehr Neugierde als Andacht im Gotteshause. Nun wird es wieder ehrlicher und tiefer im Gottesdienst, meint der Pastor.

Als er aber eines Tages durch das Dorf geht, da sieht er an der Scheunentür ein Plakat: „Sonntagabend Freidenker-Vortrag. Es spricht Dr. Felix Monrat zum Thema „Hat Jesus Christus gelebt?" Eintritt frei. Nach dem Vortrag Diskussion.

Was ist das? fragt Pastor Martin Grell. Hier auf der stillen Nordseeinsel ein Gottlosen-Abend? Das ist stark. Aber es wird ja niemand hingehen; es wird ein fürchterlicher Reinfall für die Veranstalter.

Es ist ihm fast, als ob am Sonntagvormittag die Kirche zu Sanct Petri nicht ganz so stark besucht ist wie sonst. Doch das ist wohl Einbildung. Er sagt in seiner Predigt nichts von dem Vortrag, wenngleich er seiner Wortauslegung eine strengere Note gibt.

Abends ist im Saal immerhin eine recht zahlreiche Hörerschaft versammelt. Die meisten schämen sich ein wenig, daß sie zu so einem Vortrag gehen. Einige machen sich über die Sache lustig, und sie trinken in ihrer Ausgelassenheit viel Teepunsch. Einige sitzen ernst und versunken in dem halbdunklen Saal und hoffen auf eine große Offenbarung. Der Vortrag verspätet sich erheblich, denn der Redner hat sich bei der Fahrt über den Damm in der Zeit versehen. Es geht unruhig und lebhaft im Saale zu. Erst als Pastor Martin Grell eintritt, wird es jählings still und bedrückt in der Runde.

Dr. Felix Monrat nimmt gleich darauf das Wort. Er sei diesen Sommer zur Kur in Dünsteede gewesen, beginnt er. Das frohe, freie Leben dort habe ihn bewogen, auch einmal hier über die Freidenkerbewegung zu sprechen. Und nun holt der wortgewandte Redner weit aus. Er schildert die heidnischen Religionen von den Fetisch- und Sonnenanbetern bis zu den Götzendienern und Opferschlächtern. Er verweilt lange bei der buddhistischen Lehre und kommt dann zu der christlichen Gottauffassung. Er zeigt die große Aehnlichkeit dieser beiden Religionen und behauptet nun einfach, Jesus von Nazareth habe niemals gelebt; er sei nur übernommen worden von der älteren buddhistischen Lehre. Der Redner macht es sich leicht, diese kühne Behauptung zu belegen. Er zerpflückt das Testament, er konstruiert Gleichartiges, er bleibt an der Oberfläche und will alles leicht mit dem Verstand lösen und erklären.

Die Insulaner sitzen mit starren Gesichtern vor dem Redner. Was sagt der da? Alles soll nicht wahr sein, alles soll Spekulation sein?... Die Köpfe drehen sich nach Pastor Martin Grell — — du mußt aufstehen und es ihm widerlegen! Du darfst uns hier nicht in diesem schrecklichen Zweifel sitzen lassen, hörst du! Du bist uns verantwortlich für diesen Mann, der da über den Damm zu uns kommt mit solchen Reden und Behauptungen! Sollen wir die Kreuze auf unserem alten Friedhof ausreißen und zerschlagen? Sollen wir die Seelen unserer Toten mit solchem Frevel aus ihrer ewigen Ruhe stoßen? Pastor Martin Grell, stehe auf! Rede, wehre dich, beweise unseren alten Glauben!

Und er steht als erster auf. Er weiß dem klugen Mann da vorne geschickt entgegenzutreten. Er rüttelt an ewigen Dingen, die ungesprochen in jedem Menschen leben. Er wird ironisch und spöttisch, und er weiß gut die dünnen Stellen des Vortrages zu treffen. Als er geendet hat, erklingt lauter Beifall.

Es meldet sich noch Heme Haraldsen, der ein feines schlichtes Wort findet für den alten Glauben an Gott und seinen Sohn. Bleibt uns mit eurem Freidenkertum vom Halse! ruft er aus. Wir stehen hier draußen klein und demütig in der Hand des Allmächtigen. Wer uns unseren Glauben nehmen will, den jagen wir fort. Denn wir sind freie und stolze Friesen gegen jedermann, aber gegen Gott sind wir demütig und klein. Ein Volk ohne Gott hat keinen Bestand! ...

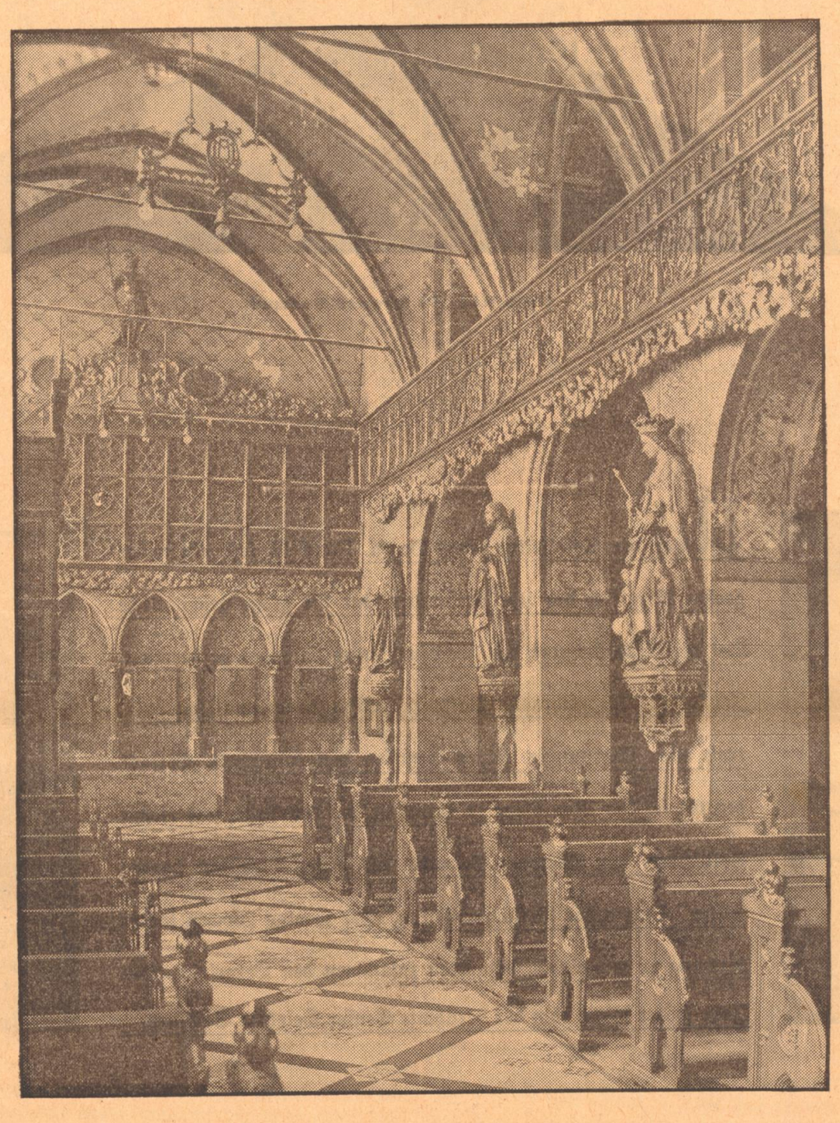
Der Redner des Abends hat das Schlußwort. Er sagt, das sei immer so: zuerst sträube der Mensch sich gegen die Wahrheit der monistischen Erkenntnis. Aber der Zweifel wachse und wachse; bald käme er einmal wieder. Es sei ja jetzt mit dem Damm so leicht. Und dann werde er Beweise seiner Lehre mitbringen.

Heme Haraldsen, der Kirchenälteste, und Pastor Martin Grell gehen nach der Versammlung miteinander heim. Der Geistliche merkt, daß der große Bauersmann innerlich verletzt und empört ist, und darum schweigt er auch zunächst. Aber als sie oben auf der Düne stehen und das großartige Bild des Meeres und des Himmels sich ihnen zeigt, da sagt Pastor Martin Grell: „Und so etwas will der Narr als aus dem Nichts hervorgekommen hinstellen!"

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Pastor," antwortet da Heme Haraldsen, „da drüben, der Damm wird unser Untergang. Ich bin froh, daß ich damals gegen seinen Bau gestimmt habe. Aber nun müssen wir sehen, wie wir damit zurechtkommen."

Damit gibt er dem Pastor die Hand, wendet sich und geht hinunter in sein Dorf, das schlafend und friedlich in der Tiefe liegt.

(Fortsetzung folgt)



St. Ursula in Köln mit seinem reichen gotischen Wandschmuck

Die Ofentüre / Von Eduard Schreiber

Während des Krieges lebte in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands ein Kunstschlossermeister Giesecke. Durch Fleiß und Tüchtigkeit hatte er sein vom Vater ererbtes Geschäft zu Ansehen und sich selbst zu Wohlstand gebracht. Seiner Hände Arbeit zierte manch privates und öffentliches Gebäude und eine der vielen Brücken, die sich über den mitten durch die Stadt strömenden Fluß spannten hatte er ganz allein mit prachtvollen Kunstschmiedestücken ausgestattet und nie ging er ohne Stolz und immer neuer Freude über die Brücke, deren kunstvolle Geländer viele Fremden verweilen ließen. Der Meister besaß ein stattliches Haus, in dessen Hof sich seine Werkstatt befand. Dort schaffte er von morgens früh bis abends spät mit seinem Sohn und ein paar Gesellen. Die Arbeit ging ihm nie aus und das helle Geläut des Ambosses verstummte nur an den Sonn- und Feiertagen.

Dann kam der Krieg. Einer nach dem andern der Gesellen vertauschte den groben Lederschurz mit dem grauen Soldatenrock, sagte dem Meister Lebewohl und zog hinaus ins Feld. Da litt es auch den Sohn nicht mehr in der verödeten Werkstatt und er meldete sich freiwillig zu einem Artillerieregiment. Trüben Sinnes und schweren Herzens ließen ihn die Eltern gewähren. Er war ihr Einziger und sie dachten bei sich, daß es wohl früh genug gewesen wäre, wenn der Sohn hätte gehen m ü ß f e n. Aber sie verschlossen diese Gedanken tief in ihrer Brust und nur wenn sie allein am Tische saßen kam es mit Gewalt über sie und sie schoben die Teller zurück und standen auf, ohne gegessen zu haben.

Nach kurzer Ausbildungszeit kam der Sohn an die Westfront. Er schrieb immer heiter und zuversichtlich nach Hause und aus seinen Briefen vermeinten die Eltern zu lesen, daß er es gut getroffen habe. Er berichtete nie von Kampf oder Tod, immer nur von treuer Kameradschaft, von kleinen, lustigen Begebenheiten und von den fremden Städten und Landschaften, durch die ihn und sein Regiment die Wechselfälle des Kriegslebens führten. Die Herzensangst der Mutter um den einzigen Sohn wich unter dem Einfluß solcher Briefe allgemach einer sänftiglichen, glaubensstarken Ruhe, vor der alle Zweifel und schabenden Gedanken sich scheu verkrochen. Der Vater indessen ließ sich nicht einlullen und so oft er die Zeitung aufschlug, hasteten seine Augen über den Heeresbericht und suchten aus ihm herauszulesen was ihm und der Mutter der Sohn in seinen Briefen mitleidig verschwieg. Und bald genug wurde er inne, daß sein Fleisch und Blut bis zum Halse in einem Höllenpfuhl steckte, dem zu entrinnen ein Wunder schien. Er behielt sein Wissen für sich, der brave Meister Giesecke, trug es allein und nur wenn die Mutter dankbar-kindlichen Gemüts das Schicksal segnete, das ihren Sohn offenbar fernhielt von den bekannten furchtbaren Kampfplätzen der Westfront, nur dann vermeinte er schier erdrückt zu werden von der Last seines Wissens.

Die Tage kamen und gingen, die Wochen reichten sich die Hände und nun war es schon bald ein Jahr, daß der Sohn im Felde stand. Noch immer trafen seine Briefe so regelmäßig wie es eben Feldpost und Kriegshandlungen erlaubten ein und unterschieden sich nicht wesentlich von all den andern, die er schon geschrieben hatte. Es ginge ihm gut, teilte er mit, die Stellung sei ruhig, nur mit der Verpflegung hapere es ein wenig. Ein andermal ließ er so ganz nebenbei verlauten, daß er mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet und befördert worden wäre. Das war der Mutter eine große Freude und sie war stolz auf ihren Jungen. Auch der Vater freute sich. Aber dann mußte er an den Höllenpfuhl denken, in dem sein Sohn bis an den Hals steckte und seine Freude erstickte unter der Flut düsterer Ahnungen, die in ihm aufbrach.

Es kam die Zeit, da mußte die Heimat das letzte hergeben, was sie besaß, um ihren Schützern an den Fronten zu helfen. Das Gold wurde gesammelt, die Glocken holte man vom hohen Gestühl, in die Häuser und Hütten ging man, und Kupfer und Messing waren kostbar geworden. Ein stählerner, glühender Ring lag um Deutschland, durch den nichts mehr hereinkam. — Da hob ein großes, opferfreudiges Suchen an in allen Haushalten. Kupferschiffe und Messingpfannen, altehrwürdiges Erbgut oft, gab man hin und hatte keinen anderen Ge-

erreichte durch eine Eisentür wieder den Maschinenraum. Ale war bereits damit beschäftigt, den Schieberkasten des defekten Zylinders abzuschrauben. James war durch diesen übertriebenen Eifer seines Heizers ein wenig verärgert, ohne einen bestimmten Grund dafür zu wissen. Er nahm ihm den Schraubenschlüssel aus der Hand und trug ihm auf, den Holzbock unter die Kurbelwelle zu setzen. Hierdurch sollte auch für den Fall, daß Dampf in den Zylinder dringen oder eine besonders heftige Strömung die Schaufelräder in Bewegung setzen würde, ein Niedergang des Kolbens verhindert werden. Ale sagte, daß der Bock auf dem öligen Boden beim Schwanken des Schiffs leicht beiseiterutschen könne. Dann bleibst du dabei stehen und hältst ihn fest," sagte James.

Ale nickte höflich und legte sogleich die Hände an den Holzbock, als müsse er ihn schon jetzt festhalten. James hatte inzwischen alle Muttern abgedreht und nahm den schweren Verschluß ab. Aus der Oeffnung rann Wasser. James steckte seinen Kopf in den Zylinder und sah, wie die Wergdichtung des Kolbens in Fetzen herabhing. Er nahm aus dem kleinen Eisenblechkasten, der auf dem Boden stand, eine neue Dichtung, steckte sich einen verstellbaren Schraubenschlüssel in die Hosentasche und zwängte sich durch die schmale Oeffnung in den Zylinder. Als er mit dem Oberkörper darin war, konnte er nicht weiter, denn er fand nichts, woran er sich hätte halten und hineinziehen können. Da fühlte er, wie Ale seine Beine vorsichtig und geschickt umfaßte und ihn auf diese Weise in den Zylinder hineinschob wie ein Brot in den Ofen. „Danke", sagte James. Hier im Zylinder war es fast dunkel und so eng, daß James kaum die Hände über seinen Kopf zu bringen vermochte, wo sich der Kolben befand. Von dem Kolben und der glatten Wandung rann beständig Wasser und Oel herab. Die Tropfen schlugen ihm eine Weile auf den Kopf, sammelten sich im Haar und liefen dann übers Gesicht und in die Augen. James mußte mehrere Male seine Arbeit unterbrechen und die Knie hinaufziehen, daß er sich die Augen dort an der Hose abwischen konnte. Die Temperatur war entsetzlich. James war am ganzen Leibe naß, und der Atem fiel ihm schwer. Endlich hatte er den Ring abgeschraubt. Die alte Dichtung fiel in Stücken herunter und blieb James auf dem Kopf und den Schultern liegen. Mit Mühe befreite er sich von dem durchgeweichten Werg und warf es durch die Oeffnung hinaus. In dem Augenblick als er die neue Dichtung, die auf seinem Schoß lag, emporheben und gegen den Kolben drücken wollte, war es ihm, als habe ein Wind ihn angeweht. Sein Arm zitterte von der übermäßigen Anstrengung. James fühlte, daß im nächsten Augenblick etwas geschehen mußte. Aber ehe er sich aus seiner zusammengekauerten Stellung zu erheben vermochte, zischte weißer Dampf rings um die Kolben hervor. James' Hände, die gegen den Kolben lagen, wurden langsam herabgedrückt. Sie berührten schon das Haar auf seinem Kopf. Die Oeffnung war über die Hälfte versperrt, an ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Er atmete mühevoll ein und rief: „Ale! Ale!

Plötzlich verstummte er.

Hinter dem Spalt war Ales Gesicht erschienen, das einen ruhigen, spähenden Ausdruck trug. James blickte ihm gerade in die Augen. Da wußte er, daß jedes Wort zwecklos sei. Er krümmte sich und legte den Kopf zwischen die Oberschenkel. Er fühlte sich so übermüdet und hilflos, daß er zu weinen begann. „Jetzt muß man mir auch noch so was antun. . ." dachte er. Er verschränkte die Arme über dem Kopf und spannte verzweifelt die Muskeln an, als könne er so den Kolben aufhalten. Es wurde völlig dunkel und die heiße eiserne Platte berührte zischend James Arm. Ein ungeheures Gewicht senkte sich auf seinen Nacken. Plötzlich stand er in einer weiten hohen Halle. Es war kühl und hell. Von der Decke schwebte Maddly Smith in ihrem schönsten rosa Feiertagskleid mit ausgebreiteten Armen herab. Dann stürzte die Decke krachend ein und es wurde dunkel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kleine Nachtmusik

Von Hans Breit-Eichner

Häßliche, kleine Unannehmlichkeiten, widerlicher Neid und Mißgunst von zweiter und dritter Seite; dies alles hatte dazu beigetragen, einen hohen, unüberwindbaren Berg zwischen Walter und Monika aufzubauen. Lächerlich zu glauben, daß dies, was nun unbedingt darauf folgen mußte, eine Trennung war. Schon mit dem Höherwerden des Berges, mit jedem, noch so kleinen spitzen Wort waren sie immer weiter auseinandergegangen und sich fremd geworden. Beide empfanden in gleicher Weise das Abendessen, zu dem Walter eingeladen hatte, als eine höfliche, aber im Grunde nichtssagende Abschiedszeremonie und beim Aufbrechen, nachdem jeder Teil sich genügend gelangweilt hatte, war Monika nahe daran, Walter zu bitten, sich die Mühe zu ersparen, sie auch noch nach Hause zu bringen. Aber sie tat es nicht. Schließlich war Walter mit gutem Beispiel vorangegangen, warum sollte gerade sie dazu Anlaß geben, daß Walter sich vielleicht gekränkt fühlen konnte und so, dann Mißstimmung über ihrem letzten Zusammensein liegen würde. Bisher war ohne Programm alles programmäßig verlaufen, warum also?

In der Straßenbahn saßen sie einander gegenüber und schauten durchs Fenster. Einen Augenblick, beim Umsteigen, glaubte Monika ihren Begleiter schon verloren zu haben, dann aber fuhr er doch noch mit bis zur Endstation der Linie, einem kleinen Vorort, wo Monika bei ihren Eltern wohnte. Die Straßenbahn macht dort Kehrt und fährt gleich wieder zurück. Als Monika stehen blieb und warten wollte bis es so weit war, bemerkte sie, daß Walter schon ein paar Schritte vorausgegangen war. Dann standen sie vor der Haustür. Es mochte ungefähr elf Uhr sein. Die Straße war leer, weit entfernt verstreute eine Bogenlampe fahlgelbes Licht, während sie hin und her taumelte unter einem naßgesättigten Wind, der bleiern von den Dächern über die Häuserwände rieselte. Monika schlug frierend den Mantelkragen hoch und streckte Walter rasch ihre Hand entgegen.

„Gute Nacht, Walter."

Und während Walter antworten wollte, schon den Mund offen hielt um zu sagen „Gute Nacht, Monika", während sie beide gar nicht daran dachten, daß sie in ihrem Leben einander vielleicht das letztemal die Hand gaben — setzte in nächster Nähe die Musik ein. Und nun trat Walter ein paar Schritte zurück und schaute auf, zu einem hellerleuchteten Fenster im ersten Stock des Hauses, vor dem sie standen.

„Meine Eltern . . ." erklärte Monika „. . . jeden Mittwoch kommen Freunde, dann machen sie Hausmusik."

„Soo" sagte Walter, aber mehr zu sich selbst als zu Monika. Das Fenster stand eine Hand breit offen. Ein weißer Tüllvorhang verdeckte die volle Fläche. Und dahinter stand plump der Schatten eines Menschen, bis zur Brusthöhe, dann schob sich ein Arm hoch und senkte sich wieder, und immer mit dieser Bewegung zugleich erklang ein weher und tiefer Ton. Vielleicht wußte Walter, daß dort oben ein Cello sang, vielleicht aber, wollte er darüber nicht einmal nachdenken, wie er dortstand und horchte und immer weiter dem Schattenspiel des Armes zuschaute, mit hellgewordenen Augen, gleich einem Kind, das neugierig etwas unbekanntes Schönes betrachtet.

„Gute Nacht, Walter" sagte Monika nocheinmal. Der ungeduldige Ton in ihrer Stimme schreckte Walter auf. „Ach so." Und wieder müd geworden ging er auf sie zu, er hatte vergessen. „Gute Nacht, Monika". Er gab ihr die Hand. Und sagte etwas, was er nicht sagen wollte: „Leb wohl, Monika." — Beiden widerstrebte dieser letzte Gruß, sie waren darauf bedacht, auch das Leiseste zu vermeiden, was dem Ton einer Trennung, oder gar des Bedauerns darüber nahe kommen konnte. Aber nun war es gesagt. Monika stand da, sie mußte etwas darauf erwidern und wußte nicht was. Und weil Walter immer noch keine Anstände machte weg zu gehen, war es naheliegend, daß Monika einfiel ihn fortzuschicken:

„Geh jetzt, Walter, du mußt morgen früh aufstehen zur Arbeit." Ob es allein der sorgende Ton war, der miteinemmal in Monikas Stimme mitschwang — ohne den übrigens solche Worte niemals gesagt werden können — oder ob dem plötzlichen Anschwellen der Musik zu vollen, lauten Akkorden die Schuld zu geben ist — dies allein wird kaum jemals zu ergründen sein. Auf jeden Fall stellte Walter fest, daß Monika entschieden zu weit gegangen war, wenn sie sich um Dinge, wie seine Arbeit kümmerte, die längst alle weit hinter ihr liegen mußten. Er nahm also mit einem Griff die Fahrkarte aus der Brieftasche und zeigte sie Monika. Dazu sagte er kühl: „Wie du siehst verreise ich morgen, ich wollte es dir eigentlich nicht sagen, ich fahre fort für immer. Ich habe in einer anderen Stadt Arbeit gefunden." Und er setzte hinzu: „nicht wegen dir, Monika!"

„Na, dann . . ." sagte Monika, und erleichtert darüber, daß sie endlich eine passende Antwort auf sein „Lebe wohl Monika" gefunden hatte, wünschte sie ihm „Gute Reise!" und verschwand im Dunkel des Hausflures. Die schwere Tür hinter ihr schloß sich mit einem hölzernen trockenen Schall.

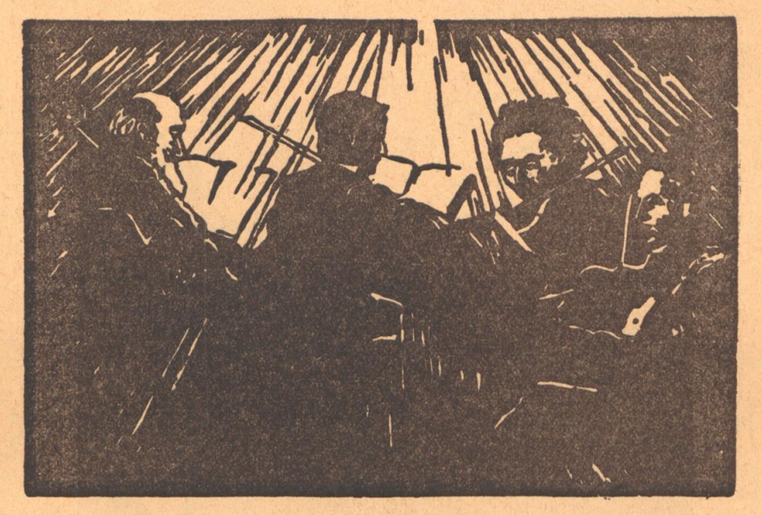
So war es also geschehen. Und was weiterfolgt, daran trägt die Schuld allein, die kleine Musik in der Nacht.

Monika war gegangen, die Tür stand zu, und auch Walter hatte nichts mehr zu sagen. Einzig allein die Musik war nicht zufrieden und spielte weiter. Wohl hatte das erste Stück, dem Walter mit dem Blick auf den Schattenarm lauschte, sein Ende gefunden, gerade in dem Augenblick, als er stolz die Fahrkarte zeigte. In der Zwischenzeit mochten vielleicht dort droben die Notenblätter verteilt sein, es waren wenig, nur zwei. Und als Walter fortging, schwangen sich schon die ersten Töne einer neuen Melodie auf, deutlich zu erkennen: das Klavier klimperte behaglich leise, dazu sang das Cello, weh und tief. Und schon die ersten Takte bannten Walter fest. Er blieb stehen, schloß die Augen und horchte. Sein Gesicht war verzerrt. Er stand immer noch dort und horchte weiter, selbst dann, als die Melodie längst verklungen war, selbst dann noch immer, als die Spieler aus dem Hause mit scheuen Blicken an dem einsam um Mitternacht auf der Straße stehenden Mann vorbeigegangen waren. Inzwischen hatte es zu schneien angefangen, in tanzenden, bauschigen Flocken fand der naßgesättigte Wind Erlösung aus bleierner Schwere. Und bald hatte eine flaumig weiche Decke auf der Erde alles verborgen, selbst ein paar kleine Stücke Papier, die von einer Hand zerrissen um das Ende einer Reise trauerten, die nie einen Anfang fand.

Ein paar Wochen später heirateten Monika und Walter. Sie selbst waren erstaunt, wie rasch der große Berg zwischen ihnen dahinschmolz, als auch nur der kleinste, wirklich wärmende Strahl ihn traf, der gleiche Berg, der in langen Monaten fast mühevoll sich aufgebaut hatte. Allein das Rätsel, jener sonderbaren Wandlung in dieser Nacht blieb — blieb für Monika.

Nur Walter hörte noch oft in seinen Ohren das Klavier, das Cello, und die Melodie, die sie miteinander sangen. Vielleicht war es mehr — vielleicht war dies alles ein großer Zufall — allzuviele Stücke für Cello und Klavier allein wird es nicht geben und es kann vorkommen, daß man oftmals das gleiche Stück wiederfindet. Aber, einmal erleben — einmal erleben, wie die eigene Mutter stirbt, an ihrem Bett sitzen, ihre blassen Hände halten, während im Stockwerk tiefer nichtsahnende Menschen auf einem Klavier und einem Cello eine volle halbe Stunde lang das gleiche Stück einüben: bringt zum Rasen! — oder genügt, daß man ein zweites Mal, wenn man daran ist einen Menschen zu verlieren, nicht mehr das Gleiche hören kann, ohne zum Mindesten eine Fahrkarte zu zerreißen.

Dies aber ist die Lösung des Rätsels für Monika — vielleicht erzählt ihr Walter einmal davon — wie eine kleine Nachtmusik manches vollbringen kann.



Streichquartett — Karl Freitag

Der Menschenfreund

Von Dionys Lippa

Ein alter Herr im dunklen Mantel schritt mit langsamen, würdigen Schritten auf dem hügeligen Wege unter den Bäumen. Er war von hoher, aufrechter Gestalt und hatte einen langen, gepflegten Bart.

Die Dämmerung lag still über der Straße. Ein Bach plätscherte irgendwo, von weitem war das Klingeln einer Straßenbahn zu hören.

Plötzlich stand eine Gestalt, die aus dem Gebüsch herausgetreten war, dicht vor dem alten Herrn. Dieser zuckte zusammen — ein Browning von beträchtlicher Größe war auf ihn gerichtet.

„Geld oder Leben!"

Diese traditionellen Worte äußerte der ungeschlachte Kerl mit einer rohen, tiefen Stimme, die gar nicht zu der Ruhe und Milde des lauen Herbstabends paßte.

Der alte Herr legte langsam seine Rechte auf die Hand, die den Griff des Revolvers umspannt hielt.

„Sie stürzen sich ins Unglück, junger Mann!" sagte er mit leisem Vorwurf und entfernte sachte die drohende Hand mit der Waffe von sich.

„Sie riskieren tausendmal mehr, als Sie auf diese Weise gewinnen können. Sie handeln unklug, mein Sohn..."

Er blickte ihn an, und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort:

„Ich will Ihnen helfen." Er nahm seine Brieftasche hervor und sagte langsam: „Ich gebe Ihnen das ganze Geld, das ich bei mir habe."

Er ließ einige Scheine und Münzen in die grobe Hand, die sich ihm aus dem Dunkeln entgegenstreckte, gleiten. „Es ist nicht viel", meinte er bedauernd, „aber es genügt, um Ihnen die Möglichkeit zu geben, von hier zu verreisen und anderswo das Glück zu versuchen — aber ohne dieses Ding in Ihrer Hand", setzte er, seine Stimme erhebend, hinzu.

Der junge Kerl murmelte irgend etwas, was wohl seinen beschämten Dank ausdrücken sollte.

Der alte Herr holte noch eine Handvoll Zigaretten aus der Tasche und reichte sie ihm.

„Die werden Ihnen gut tun. Wohl schon lange nichts ordentliches zum Verfeuern gehabt?" fragte er halblaut. „Ja, ja", er strich sich in Gedanken den Bart, „ich weiß, man hat's schwer heutzutage. Aber Sie dürfen nicht ganz verzweifeln! Und den Revolver — den werfen Sie fort! Versprechen Sie mir das!"

Der Kerl nickte, brachte aber kein einziges Wort hervor.

Der alte Herr knöpfte langsam seinen Mantel zu und mit einer ruhevollen Bewegung streckte er die Rechte dem andern hin.

„Leben Sie wohl!" verabschiedete er sich. „Ich hoffe das Beste für Sie!" und er schüttelte die klotzige Hand.

Er sah noch, wie der breitschultrige Mann hinter einer Wegbiegung verschwand; dann setzte der Menschenfreund seinen Weg mit gemächlichen Schritten fort.

Wenige Minuten später wandte er sich rechts und trat ohne Eile in den Vorgarten einer Villa. Er stieg die kleine Treppe hinauf und läutete an der Eingangstür. Das Mädchen öffnete und nahm ihm Hut und Mantel grüßend ab.

Der Menschenfreund betrat sodann das Wohnzimmer und näherte sich seiner Frau, einer alten Dame mit weißen Haaren. Er setzte sich ihr gegenüber in einen Lehnstuhl nieder.

„Die Sicherheit in unserem Stadtviertel läßt viel zu wünschen übrig", sagte er ernst. „Ich bin soeben überfallen worden."

„Um Himmels willen!" rief die alte Dame entsetzt, „das ganze Geld — —"

„Oh, nein", unterbrach er sie beruhigend und legte ein Päckchen auf den Tisch. „Die dreißigtausend von Oberger für die Aktien sind hier. Der Mann, der mich überfiel, gab sich mit weniger zufrieden. Vierzig... und eine Handvoll Zigaretten genügten vollauf. — Und ein paar gute Worte..."

Wind ums Haus

Von Rudolf Paulsen

Grau. Grau. Grau. Und große Stille rauscht durchs Haus. Hebst du das Haupt zum Fenster, so siehst dus nicht. Das Glas scheint herausgenommen. Grau wie die Stube ist draußen der Himmel. Es weht ein scharfer Wind. Der macht das Glas unspürbar. Kalte Luft strömt in stoßenden Atemzügen herein. Es hält sie nichts mehr auf. Die Kastanienbäume sind kahl, am Nußbaum kein Blatt mehr . . . nur die Schneebeerensträucher tragen zwischen den weißen Kugeln noch ein bißchen dürftiges Laub. Aber dieses Laub ist grau. Und die dicken Efeu-Mäntel an den alten Kiefern sind grau . . .

In den Kiefern greift der Wind an. Schwarze Wipfel beugen sich, spannen sich, sträuben sich. Die ganzen Stämme pendeln unablässig. Dann und wann pfeift der Wind grell auf, danach ist wieder nur dies gleiche Brausen. Birken stehen als lichte Gabeln zweizinkig in Nachbars Garten. Der Wind heult auf, aber lauter dröhnen die Motoren des großen Fliegers. Ihm kann der Wind nicht an. Er schüttelt ihn wohl, aber er bringt ihn nicht herunter. Stolz schwingt der graue Vogel durch die Böen. Vorbei im Grau.

Wann es draußen pfeift, braust und rauscht, dann ist die Stube stille. Still und traulich. Geborgen wie in einem Schiff, das durch die starken Wogen stößt, so sitzest du im Raum der Wände und der Decke und des Bodens. Das Schiff ist fest gebaut. Da kommt nur der Wind durch die Ritzen. Und wenn es dunkel wird und stärker tobt der Wind und wächst zum Sturm an, so machst du Licht in deiner Koje, die brüllende Nacht da draußen darf dir nicht ins Schiff. Das Schiff ist festgewurzelt, liegt mit Grundmauern verankert im Hafen. Und doch spürst du ein leises Schwanken, zumal oben unter dem Dach. Da bist du wie im Krähen-Nest, das mit dem Mast im Winde wiegt. Oder kommt der Wind aus ferneren Räumen, daß die Erde, die Haus und Schiff und alles trägt, von seinem Odem angerührt ein wenig taumelt? Wenn du nachher schläfst im luftigen Gemach, dann reißt es dich wohl weit hinweg von Erde und Haus und du fliegst mit dem Herbstwind in tausend dunkle Geheimnisse.

danken als: wo Blut und Leben für die Heimat sich einsetzt, da hängen wir unser Herz nicht an Kupferschiffe und Messingpfannen.

Auch der Meister Giesecke lieferte getreulich ab, was sich an Kupfer und Messing in seinem Hause fand. Und wie er so suchend durch das Haus ging, da stand er mit eins vor dem großen Kachelofen, der in des Hauses bester Stube stand. Schwere kupfergetriebene Türen hatte der, eine kunstvolle Arbeit, die sein Vater einstmals als Meisterstück geleistet. — Lange stand der Meister Giesecke vor dem Kachelofen. Er hockte sich nieder und wie liebkosend fuhren seine zerarbeitenden Finger dem Geranke der getriebenen Kupfertür nach. Herrgott, ist das eine Arbeit, dachte er und schwang gedankenverloren die Türe hin und her. Das schönste Stück im ganzen Hause hergeben? Nein, nein, er konnte es nicht, er brachte es nicht über sich. Jäh stand er auf und schloß die Ofentüre mit hartem Ruck.

Es war zwei Tage später, da schrieb der Sohn so beiläufig und nebenher, daß der Mangel an geeignetem Material sich bei ihnen schon sehr fühlbar mache. Die Munition habe seit einiger Zeit Kartuschen aus Gußeisen, statt aus Messing und da sie meistens im Freien läge, würden die eisernen Kartuschen rosten und es ergäben sich beim Schuß oft Störungen. Er verschwieg dabei, daß am zweiten und dritten Geschütz seiner Batterie Rohrkrepierer aufgetreten waren, die zweien seiner Kameraden das Leben kosteten und einige andere schwer verletzten.

Als der Meister Giesecke diesen Brief las, da war sein Entschluß gefaßt. Er brach die kunstvollen Türen aus dem Kachelofen und lieferte sie an die Sammelstelle für Messing und Kupfer ab.

Sechs Wochen später wurde dem Kunstschlossermeister Giesecke vom Regiment mitgeteilt, daß sein Sohn auf dem Felde der Ehre gefallen sei. Der Mitteilung beigeschlossen waren die Brieftasche und die Uhr des Toten.

Die Mutter verwand den Schmerz um den gefallenen Sohn nicht. Sie kränkelte und ein halbes Jahr darauf grub man sie ein. Der Meister Giesecke hielt sich wie ein morscher Baum mühsam aufrecht und hätte sich am liebsten neben sein totes Weib gelegt. — Der Krieg ging zu Ende — es kümmerte den einsam gewordenen Meister nicht. Er suchte Vergessen in der Arbeit und nahm an was ihm die Leute brachten. Das war nicht eben viel und die meiste Zeit stand er müßig in seiner Werkstatt und hing seinen trüben Gedanken nach. Dann und wann packte ihn auch eine seltsame Unrast und er ließ Hammer und Feile ruhen und trieb sich sinnlos in der Stadt umher. Und bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß er am Flusse wandernd an einem großen Lagerplatz vorüberkam. Mächtige Kranen standen da und reckten ihre Arme über das Wasser. Er wäre vielleicht gedankenleer weitergegangen, hätten nicht drei hochgetürmte Berge von Blechteilen seine Blicke eingefangen. Ohne daß er später sagen konnte wie es kam, trat er näher hinzu und sah, hellwach geworden, daß diese hochgetürmten Berge Metall aus Tausenden und Abertausenden von — kupfernen und messingnen Ofentüren bestanden! — Schweren Schrittes ging der Meister Giesecke von einem Blechhaufen zum andern. Der Hof, in dem sie lagen, war voller Leute, die allerei Schrott auf Lastwagen verluden. Aber niemand achtete des Mannes, der da krumm und in sich gesunken um die Ofentüren strich. Nun hatte der Meister seinen Rundgang beendet und wollte eben voll bohrender, nagender Gedanken den Platz verlassen, da stieß sein Fuß ungeschickt an eine Ofentüre, die hochkant zwischen vielen andern stand. Sie fiel breitseits um und vor ihm lag — das Meisterstück seines Vaters! Ungläubigen Staunens voll, bückte sich der Meister Giesecke. Kein Zweifel, das war die Türe, die er mit eigener Hand aus dem Kachelofen seiner besten Stube gebrochen hatte! Damals, als der Sohn schrieb . . . , ach, nur nicht daran denken.

Der Meister Giesecke blickte sich scheu um. Niemand von den im Hof beschäftigten Leuten bemerkte es, wie er die Ofentüre hastig unter seiner Joppe verbarg. Fest preßte er sie mit dem Arm an sich und ging langsam, absichtlich langsam, dem Fluße zu. Ein Arbeiter lief ihm über den Weg. Da konnte er nicht an sich halten, rief ihn an und fragte: „Seit wann liegt das Zeugs da?" und dabei wies er ohne sich herumzudrehen mit dem Kopfe nach den Blechbergen. Der Arbeiter lachte." Der Krempel sollte einmal eingeschmolzen werden. Kartuschen und Geschoßhülsen sollten daraus werden. Aber es kam nicht mehr dazu. In den Schmelzereien und Munitionsfabriken wurde gestreikt und so blieb der Mist liegen. Dieser Dreck, schloß der Arbeiter haßvoll, „der den Krieg doch nur verlängert hätte!"

Am gleichen Tage, an dem dies der Meister Giesecke wie einen bösen Traum erlebte, bekam er Besuch von einem Regimentskameraden seines Sohnes, von dem er die näheren Umstände des Heldentodes seines Einzigen erfuhr: ein Rohrkrepierer, hervorgerufen durch die schlechte Munition, besonders die eisernen Kartuschenhülsen, tötete den jungen Giesecke und mit ihm einen anderen Mann der Geschützbedienung.

Achtundvierzig Stunden später zog man den Kunstschlossermeister Giesecke aus dem Fluß. Um den Hals hatte er an einem Strick eine schwere, kupfergetriebene Ofentüre hängen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Tonwarenindustrie im Kraichgau

Der Kraichgaukenner weiß, daß der Löß der Hauptbestandteil unseres Bodens bildet. Das hatte bereits das „gallische Gesindel", die Kelten, gewußt, die als geschickte Töpfer bekannt waren und jahrhundertelang vor unserer Zeitrechnung unsere Gaue bewohnten. Denn der Bach, nach dem der ganze Gau benannt ist, führt heute noch den keltischen Namen Kraichbach, was nichts anderes heißt als Lehmbach. Der Lehmbach in derselben Gegend bestätigt in deutscher Sprachform ebenso den Bodenbefund.

Der geologisch unbeschwerte Kraichgauwanderer, der einmal bei Regen durch die Fluren steigt, macht mit dem Lehm bald eine unliebsame, doch überzeugende Bekanntschaft; aber obendrein werden ihm auch bestimmt in einem Tag — wo er auch sei — mehrmals zweispännige Lastzüge auffallen, die immer im eiligen Tempo dieselbe Ware befördern: Backsteine und Ziegel. Böswillige und kurzsichtige Menschen bezeichnen diese Lieferwagen als Landplage, wobei sie übersehen, daß Hunderte von Arbeitern mit dem „Dreck" des Kraichgaues ihren Lebensunterhalt verdienen. Denn der Lehm im Boden und die fertige Ware auf dem Wagen sind der Anfang und das Ende eines ganz beachtlichen Industriezweiges unseres Gaues.

Schon die römischen Siedler haben sich den Lehm hier zu nutze gemacht und ihren Bedarf an Tonsteinen an Ort und Stelle gewonnen. Die gefundenen Ziegelstücke mit dem Prägestempel LPL, unter welchem Siegel man lange einen Rheinzaberner Töpfer und Ziegler vermutete, verleiteten wegen ihres massenweisen Vorkommens in unserer Gegend die neuere Forschung zu der berechtigten Annahme, daß dieser Ziegler diesseits des Rheines — wahrscheinlich in Stettfeld — seine Werkstatt hatte. Seitdem ist bei uns dies Handwerk wohl nie ganz ausgestorben.

Noch vor dem Kriege hatte fast jedes Dorf seine Lehmgrube und Ziegelhütte, woran heute noch Flurnamen wie Mergeläcker, Leimengrube, Zieglersloch usw. erinnern; sogar Familien-Beinamen haben sich im Volksmunde erhalten.

Heute sind allerdings die meisten kleinen Ziegeleien stillgelegt und die Produktion in einigen größeren Werken vereinigt. Hier geht es etwas zeitgemäßer zu was Arbeitstempo und -methode betrifft, und die Besichtigung des Betriebes bei den Gruben und in der Fabrik ist unterhaltend und lehrreich zugleich.

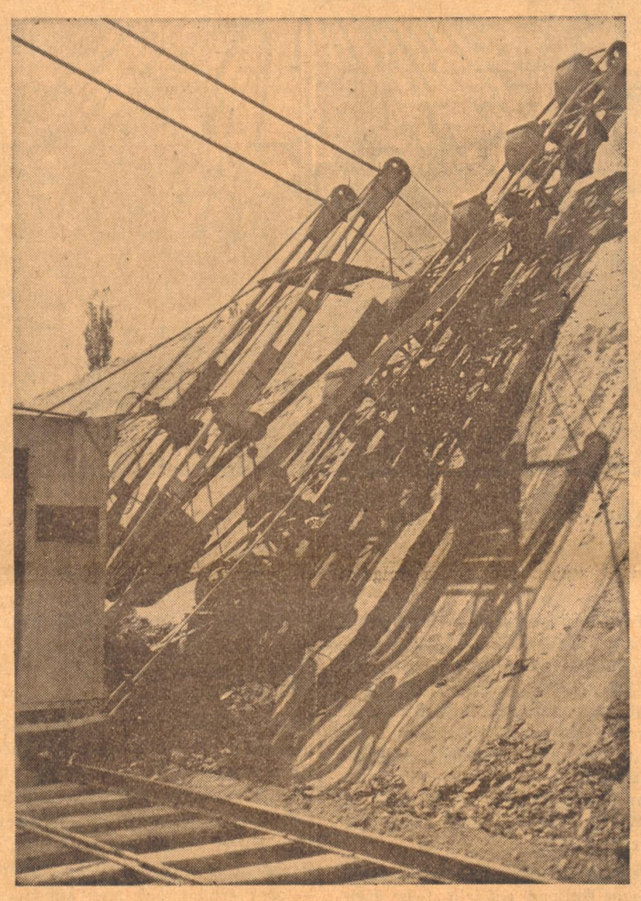
An verschiedenen Stellen und Tiefen der Grube schürfen Bagger das Rohmaterial von der Lößwand, das je nach Qualität Verwendung findet: der Mergel der oberen Schichten gibt die Backsteine, und der Ton der tieferen die Dachziegel. Knatternde Traktoren bringen die gefüllten Kippwagen zum „Sumpf", worin die chemischen Bestandteile des Lehms erschlossen werden und sich das Material während der geraumen Lagerungszeit „homogenisiert". Eine Kettenbahn befördert das Material vom Sumpf in den Betrieb, wo jetzt die eigentliche Verarbeitung beginnt. Durch Maschinen, die den früheren Mahlsteinen ähnlich sind, den sog. Kollergang, wird das Material restlos zerkleinert, zur Festigung mit feingemahlenen Ziegelabfällen gemischt und dann angefeuchtet nochmals durch Walzwerke gepreßt. Nach diesen Arbeitsvorgängen erfolgt die Formgebung der Backsteine und Dachziegel der verschiedensten Arten durch entsprechende Schneide- und Preßvorrichtungen. Hier schneidet ein Stahldrahtbügel gleichmäßig die Backsteine vom laufenden zähen Lehmband; der Arbeiter setzt sie im gleichen Zeitmaße auf das Fördergestell, das gefüllt von hier in den Trockenofen wandert. Dort formt eine wuchtige Presse den Falz- und eine andere den Hohlziegel; und an anderer Stelle liefert eine graziösere Maschine den einfachen Biberschwanz am laufenden Band. In einer besonderen Werkkammer fertigt ein Töpfer spezielle Formstücke von Hand. Alle diese „Formlinge" werden auf Holzrähmchen mit einer Schwebeförderbahn in die riesigen Trockenspeicher transportiert, trocknen hier innerhalb von 10—14 Tagen bis zu einem ungefähr lederharten Zustand — einige Sorten bekommen hier auch durch einen Engobe-Anstrich ihre gewünschte Farbe — und werden dann von hier in den Brennofen gefahren.

Die verschiedenen Heizkammern werden nacheinander von halbnackten, rußigen Männern mit den getrockneten Steinen, Ziegeln und sonstigen Formlingen beschickt; in zweckmäßiger Schichtung, die eine gleichmäßige Verteilung der Hitze zuläßt, wird jede Ofenkammer angefüllt, dann der Zugang vermauert und Hitze zugeführt. Mit einer Hitze von bis zu 1000 Grad werden die Steine durchglüht, „gebacken", dann langsam wieder abgekühlt, ein Prozeß, der nahezu eine Woche Zeit beansprucht. Auf Roll- und Schubkarren fahren die Arbeiter die fertige Ware auf den Lager- und Verladeplatz, wo besonders eingeschulte Arbeiter die Steine je nach Beschaffenheit in verschiedene Klassen sortieren. Der unmittelbare Versand dieses guten heimischen Mauersteines zu den Baustellen bewältigt ein eigener großer Fuhrpark oder für größere Entfernung die Bahn.

Im Kraichgau haben sich fünf größere Werke behauptet, von denen jedes durchschnittlich 100 Arbeiter beschäftigt, die teils am Standort der Fabrik oder in den umliegenden Ortschaften zu Hause sind. Mancherorts haben sich bei der Arbeitsstätte hübsche Arbeitersiedlungen gebildet, wobei die Arbeiter den selbstgeschaffenen Werkstoff als billiges Baumaterial verwandten.

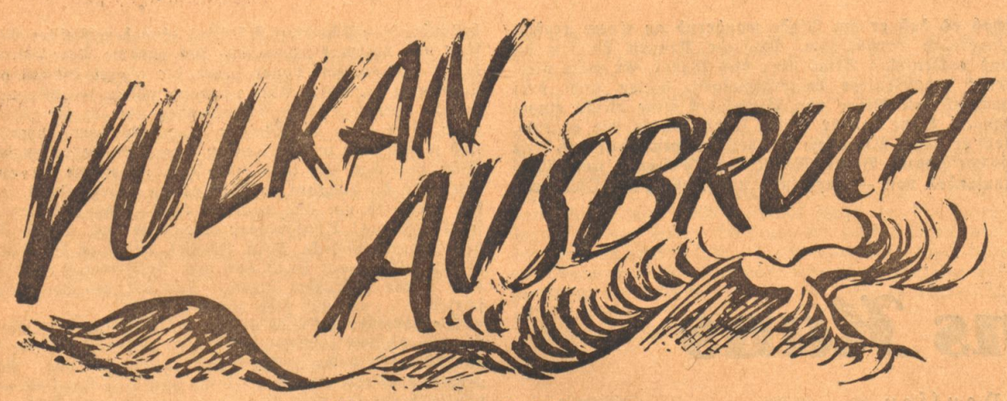
Es ist erstaunlich die Tagesleistung eines Werkes zu erfahren: 20 000 Backsteine, 250 000 Biberschwänze und 5000 Doppelfalzziegel sind in normalen Arbeitstagen die Durchschnittsproduktion. Und dazu muß bemerkt werden, daß bei der jetzt etwas regeren Bautätigkeit die ganzen Bestände Absatz finden. Zum Wiederaufbau von Oeschelbronn wurden auch Kraichgauer Backsteine und Ziegel verarbeitet, und den Arbeitern der einzelnen Werke wurde auf einer Gemeinschaftsfahrt die Freude zuteil, den Arbeitsfortgang in Oeschelbronn besichtigen zu können. Dabei werden sie mit Stolz im Tagebuch ihrer Erinnerungen vermerkt haben, daß auch sie besonders mit ihrer Hände Arbeit mit beigetragen haben am Aufbau des brandgeschädigten Ortes.

Auf der Kettenbahn werden die einzelnen Produkte befördert



Der Ofen wird beschickt

Bilder mit Genehmigung der Firma Gebr. Bott, G.m.b.H., Bruchsal, im Hauptwerk Gochsheim vom Verfasser, Hugo Reichert, aufgenommen.



Von Friedrich Schnack

Um Mitternacht erwachte ich von einem ungeheueren dumpfen Murren. Was für ein Geräusch? Draußen durch die Nacht zuckten violetter Schein und kupferig grüner Glanz. Ein Gewitter, dachte ich.

Nein! Kein Gewitter. Ich schnellte unter dem Moskitonetz hervor und langte nach Streichhölzern. Nicht nötig, Licht zu machen. Es war hell genug. Ringsum tanzte die fahrende, scharfe Helligkeit. Der Bungalow des Ingenieurs, der im Auftrage der Regierung Straßen durch die Urwälder schlug, wurde lebendig. Die Diener kreischten und plärrten. Die Wipfel am Haus umgeisterte und bespülte Grimmen, jagendes Licht, die Büsche flackerten auf und ab, denn wie rasend hob und senkte sich der Schein, gleich einem auf- und niederrollenden Vorhang von Feuer.

Ich rannte zur Tür. Auf der Schwelle stieß ich gegen meinen Wirt, der halbangekleidet zu mir stürzte.

„Gratuliere! Sie haben Glück. Genießen Sie einen Vulkanausbruch! Der Alte speit . . ." Und er nannte den Namen des Kegels, der einen unaussprechlichen Eingeborenentitel hatte. Es war wohl ein sehr vornehmer Berg und von Geistern bewohnt. Das Gesicht des Ingenieurs lachte im violetten Widerschein.

In diesem Augenblick gab es einen harten Schlag, der den Boden hopsen ließ. „Zum Kuckuck!" schalt der Ingenieur, „der könnte wahrhaftig Tote aufwecken. Ein unverschämter Geselle." Ich sah ihn, vom Ereignis überrumpelt, verdonnert an. „Keine Aufregung!" beruhigte mich mein Wirt, indem er mir auf die Schulter klopfte. „Das Biest ist ziemlich weit von hier, er bellt bloß, beißt nicht. Das tut er öfters. Kommen Sie, kommen Sie schnell!"

Ich sprang in meine Kleider. Die Schuhe hielt ich in der Hand, denn der Ingenieur zerrte mich schon über die Veranda. Mit Müh und Not rutschte ich in die genagelten Stiefel. Der Himmel glühte und lohte. Im Osten, hinter den Wäldern dampften blaue, grüne, rote Feuersbrünste. Die Luft stank schwefelig. Wir rannten den Weg am Fluß entlang, der von fliegendem Glanz überspiegelt war, von unheimlichem Geleucht. Am Ende des Weges arbeiteten wir uns eine steile Höhe hinan, auf der eine Fahne stand, einen trigonometrischen Punkt in dem von meinem Begleiter vermessenen Gelände.

„Sie werden ein denkwürdiges Schauspiel haben. Ich habe es schon ein paarmal erlebt. Mal stärker, mal schwächer, aber immer gefahrlos. Hören Sie nur, wie die Vögel aufgeregt schreien und die Affen!" sagte der Ingenieur.

Die Affen schrien wie Säuglinge. Die Vögel lärmten. Dazwischen Kinderrufe und im Tal herumirrendes Leutegeschrei. Wir keuchten den Abhang empor. Noch nie hatte ich einen Vulkan ausbrechen sehen, auch drückte die säuerliche Luft auf die Lungen. Es war ein schwieriger Aufstieg. Alle Augenblicke stolperte man über Wurzeln, hing an Zweigen und Dornen fest, verwickelte sich in Ranken. Endlich waren wir oben auf der Kuppe, von wo man einen weiten Ausblick hatte bis auf das ferne Gebirge. Von dort her zuckte der bengalische Schein, kam das Röhren, Heulen, Brüllen. Die Hexenglut übertünchte den ganzen Himmel und leckte gegen uns. Auf herumliegenden Felsen ragten ein paar Eingeborene, Gestalten, wie verzaubert und unwirklich. Alles schien unwirklich zu sein, das Feuer in der tageweiten Ferne, die aus dem Schlaf aufgestörte Landschaft, der metallisch oxydierte Fluß, die zuckenden Büsche.

Ueber die feurig hinlaufende Bergkette schnitt der glühende, scharfe Kegel des Vulkans hinaus. Durch das Fernglas blickend, sah ich, daß er sich einen Feuermantel angetan hatte, der unaufhörlich niederflutete. Grelle Flammenbäche trieften und rauchten von seinem Saum. Es war, als überrönne die Schründe und Risse glühendes Eisen. Oben wuchs der Feuerstrom, der sich zu einem roten Rauchwipfel auswuchs. Seine Glutwolke wogte, quoll und ließ Feuerstaub gleich lohendem Wind aus sich rauchen. Der Krater spie Geschosse wie Funken aus, Steine, Brocken, flammende Fetzen. Raketengleich nahmen sie ihre Bahnen. Und dumpfe Schüsse dazu, paukende Böller. Blitze stachen aus dem Qualm.

Sehr nett, sehr nett!" lobte der Ingenieur. „Ein reizendes Feuerwerk. Schade, daß ich nicht Geburtstag habe, es wäre so viel wert, wie ein Fackelzug.

Für ihn, den abgebrühten Tropenmenschen, bedeutete der Anblick des Feuerbergs keine besondere Sache. Lieber wäre mir aber gewesen, er hätte geschwiegen. Die Erscheinung wirkte auf mich mit mystischer Kraft. Ich war Zeuge eines Urgeheimnisses, wie es alle elementarischen Ereignisse sind. Aber für den Ingenieur war es nichts anderes, als ein chemisch-physikalischer Vorgang, wohlgelungen, wenn auch nicht übermäßig aufsehenerregend.

Lavamassen rollten über die Flanke des Kegels, Schmelzflüsse brodelten aus dem alchymistischen Kessel. Mein Auge war gebannt von der Feuermagie und Flammenphantastik. Strahlende Lichteffekte zerstäubten zu Aschengluten. Die ungeheuere Schmiede dröhnte, krachte und hämmerte. So ging es lange.

Dann senkte sich, vom Wind hergetrieben, schwärzlich dichter Aschenregen vom Himmel, und die überfunkelte Landschaft verfahlte in einer geisterhaften Dämmerung.

Gesang

Von Hanns Johst

Groß trägt der Berg
Des Himmels stürmische Brandung,
Trägt mit dem Nacken
Aus Fels
Der Ewigkeit Fuß.
Größer der Winter!
Er überwindet die Berge
Und zwingt die trotzige Kraft
In des Eises
Silbernes Netz.
Und dennoch! Größer der Mensch!
Er wandelt Gebirge und Eis
Zum klingenden Raum
Seiner Freude.
Höher wie Berge und Schnee
Jauchzt der Ruf
Seiner Luft!

Badisches Schach

Folge 46 — 18. November 1934

Der Weltmeister spielt simultan

Zum zweitenmal innerhalb Jahresfrist schenkte Dr. Aljechin den Karlsruhern eine Simultanvorstellung. Der 23. September 1933 war ein schwarzer Tag für die Karlsruher Schachgemeinde. Der Weltmeister holte ein Rekordergebnis aus den 51 Partien heraus: + 39, = 11, — 1. Am letzten Montag, den 12. November, sah die Sache wesentlich anders aus. Inzwischen hatten sich die Karlsruher an Dr. Aljechin etwas mehr gewöhnt, sie wußten jetzt, daß auch ein Weltmeister nicht unfehlbar ist und seine schwachen Stellen hat. Mit dieser Erkenntnis ausgerüstet und von einem glühenden Rachedurst beseelt, zogen sie in die zweite Schlacht. Zehn Gewinne und sieben Remisen von 40 Partien konnten sie für sich verzeichnen. Es muß allerdings erwähnt werden, daß beraten wurde wie noch nie und Dr. Aljechin schon seit Monaten nicht mehr in ernstem Gefecht stand. Nachstehend lassen wir zwei Partien aus der letzten Simultanvorstellung folgen:

Spanisch

Weiß: Dr. Aljechin	Schwarz: Rodeck
1. e2—e4 e7—e5	
2. Sg1—f3 Sb8—c6	
3. Lf1—b5 Lf8—c5[1])	
4. c2—c3[2]) Sg8—e7	
5. d2—d4 e5:d4	
6. c3:d4 Lc5—b4+	
7. Sb1—c3 d7—d5![3])	
8. e4:d5 Dd8:d5	
9. 0—0 Lb4:c3	
10. Lb5:c6 Dd5:c6	
11. b2:c3 Dc6:c3	
12. Tf1—e1[4]) 0—0![5])	
13. Ta1—b1 Se7—g6	
14. Tb1—b3 Dc3—c6	
15. d4—d5 Dc6—d7	
16. Lc1—b2 f7—f6	
17. Sf3—d4?[6]) Dd7:d5	
18. Dd1—c2 c7—c5	
19. Sd4—b5 Dd5—c6	
20. Dc2—c4+ Kg8—h8	
21. Tb3—d3 a7—a6!	
22. Sb5—d6 Dc6—c7	
23. g2—g3?[7]) b7—b5	
24. Dc4—b5 Ta8—a7	
25. Sd6—e8 Dc7—b6	
26. h2—h4 Ta7—d7	
27. Db5—f3 Db6—d8!![8])	
28. Td3:d7 Dd8:d7!	
29. h4—h5 Lc8—b7	
30. Df3—e3 Dd7—h3	
31. f2—f3 Dh3:g3+	
32. Kg1 f1—Sg6—f4[9])	

[1]) Eine selten gespielte, aber alte Variante, schon von Morphy in einer Glanzpartie gegen Paulsen angewandt und von dem Schachschriftsteller Cordel nachdrücklich empfohlen.

[2]) Die üblichste Fortsetzung, gut ist hier auch 0—0.

[3]) Ein alter und guter Zug, der schon bei Lopez vorkommt.

[4]) Lg5 hätte dem Schwarzen mehr Schwierigkeiten bereitet.

[5]) Natürlich nicht Da1: wegen Te7:+, Ke7: La3+.

[6]) Dieses zweite Bauernopfer ist von fraglichem Wert.

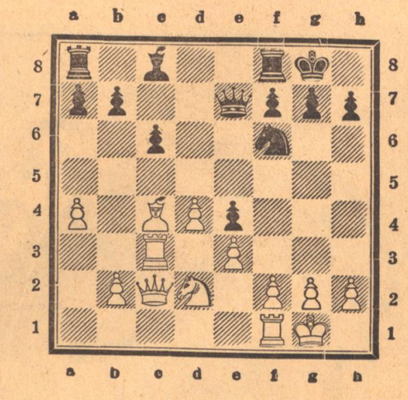
[7]) Besser a2—a4, der wichtige Doppelschritt des b-Bauern mußte unbedingt verhindert werden, jetzt bekommt Schwarz die Führung.

[8]) Der beste Zug in der Partie.

[9]) Weiß gibt auf, da weiterer Materialverlust unvermeidlich.

In der Partie Aljechin—Ministerialrat Kraft kam es nach dem 15. Zug von Weiß zu folgender Stellung:

Ministerialrat Kraft



Aljechin

15. a2—a4?[1]) Lc8—f5	
16. f2—f4 Tf8—d8	
17. h2—h3 h7—h5	
18. Lc4—a2 Td8—d7	
19. Tc3—a3 Sf6—d5	
20. La2:d5 Td7:d5!	
21. Sd2—c4 c6—c5!	
22. d4:c5 Td5:c5	
23. Ta3—c3 Ta8—c8	
24. b2—b3 Tc5—c7	
25. Tf1—c1 Dc7—b4!	
26. Dc2—e2 g7—g6	
27. g2—g4 h5—g4	
28. h3:g4 Lf5—e6	
29. Kg1—g2, Kg8—g7[3])	
30. Dc2—b2[3]) Le6:g4	
31. Kg2—g3 Lg4—f3![4])	
32. Tc3—c2+ f7—f6	
33. Tc2—b2 Db4—c5	
34. Th2—h4 g6—g5!	
35. Th4—h3 Dc5—f5!	
36. f4:g5 Df5:g5+	
37. Kg3—h2 Tc8—h8!	
38. Db2—f2 Th8:h3+	
39. Kh2:h3 Kg7—f8!	
Aufgegeben. Ein zwingender Schluß.	

[1]) Hier weicht der Weltmeister zu seinem Nachteil von der Theorie ab, die Tfc1 vorschreibt; später macht sich die Schwäche des Feldes b4 bemerkbar.

[2]) Beide Spieler treffen die Vorbereitungen für einen Königsangriff, die bis jetzt in ruhigen positionellen Bahnen verlaufene Partie wird wildbewegt.

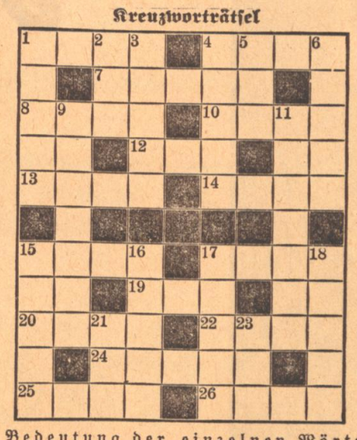
[3]) Sieht gefährlich genug aus; aber Schwarz kennt keine Bange und schlägt den Burschen auf g4 doch weg.

[4]) Damit schafft sich Schwarz wichtige Stützpunkte für den eigenen Angriff.

Lösungen 29—35 aus technischen Gründen in Folge 47.

Rätselecke

Kreuzworträtsel

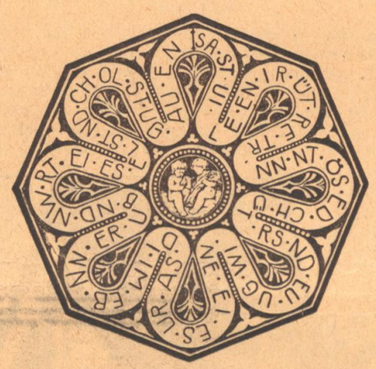


Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 asiatischer Staat, 4 Ungeziefer, 7 Stern im Orion, 8 Fluß in Hannover, 10 Nebenfluß des Rheins, 12 Wagenteil, 13 etwas Veränderliches, 14 Voranschlag, 15 grausamer Statthalter der Niederlande, 17 englische Hafenstadt, 19 biblische Frauengestalt, 20 Geck, 22 Stadt in Togo, 24 männliches Rind, 25 Klebemasse, 26 deutscher Strom;

b) von oben nach unten: 1 norddeutscher Dichter, 2 biologischer Begriff, 3 Gartenunkraut, 4 Körperteil, 5 Stadt in Südtirol, 6 Stadt in Westfalen, 9 Bergwerksgang, 11 Stadt in Holland, 15 Krebstier, 16 Gedenkbuch, 17 deutsche Universität, 18 unaufrichtige Handlung, 21 Teil der japanischen Kleidung, 23 Brennmaterial. 33373

Bilderrätsel



Ein jeder gibt den Wert sich selbst

Statt der Punkte im Schriftbande sind Buchstaben zu setzen, so daß eine Spruchweisheit entsteht.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a=au=bran=burg=bus=dar=de=den=di=e=e=en=eu=ge=gli=go=i=in=in = kar=la=lend=li=men=nat=nei=ner=ni=nis=o=pe=re=ri=roo = rung=sart=schaft=se=sell=so=spes=stan=ta=te=ten=ter=ter=tha=ti=tie=to=velt sind 17 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Staatssekretärs Gottfried Feder ergeben. Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutungen:

Widerruf,
Lehranstalt,
türkische Stadt,
Verkehrsmittel,
amerikanischer Politiker,
deutsche Provinz,
Muse,
Feldherr Wallensteins
Sportart,
deutsches Gebirge,
Kirchengebet,
Feststellung des Standortes,
Feldzeichen,
Rothaut,
Personenzusammenschluß,
phönizische Kolonie,
mißliche Lage.

Zahlenschrift

1 2 3 2 4 — 5 1 6 — 7 2 8 — 9 10 2 11 2 — 12 8 2 5 1 — Zitat aus Schillers „Glocke".

Schlüssel:

1	6	2	5	4	Mineral,
2	5	9	2	8	Gefäß,
3	2	5	2	8	Raubvogel,
4	2	5	7		Empfindung,
5	8	2	4	2	weiblicher Vorname,
6	10	8	9		hohes Bauwerk,
7	2	3	2	4	Waffe,
8	10	11	2		Zustand,
9	2	6	2	8	Maß,
10	8	4	2		Gefäß,
11	2	1	1	2	4 deutsches Land,
12	10	7	2	8	Toilettenartikel.

Auflösungen:

Kreuzworträtsel: a) 1 Kieme, 4 Kien, 7 Radius, 8 Leka, 10 Knast, 12 Wuerm, 14 Drau, 15 Ale, 18 Ala, 20 Biel, 22 Tiara, 25 Edgar, 26 Glas, 27 Euboea, 28 Dorn, 29 Altai; — b) 1 Kalw, 2 Erker, 3 Maar, 4 Kunde, 5 Isar, 6 Natur, 9 Euklid, 11 Samara, 13 Mal, 16 Lat, 17 Abend, 18 Alaun, 19 Salat, 21 Eger, 23 Igei, 24 Asti.

Silben-Rätsel: 1. Detmold, 2. Uniform, 3. Radscha, 4. Champion, 5. Hafis, 6. Export, 7. Intarsia, 8. Nektar, 9. Tobolsk, 10. Radau, 11. Alanen, 12. Cleveland, 13. Hamerling, 14. Turnier, 15. Waterloo, 16. Ibykus, 17. Rabitz. — Durch Eintracht wird man stark und groß.

Scherzrätsel: Verloben.

Bilderrätsel: Elf, Saite, Boden, Schiene, Propeller, Bein, Ofenrohr, Fidelio.

Irrgarten: Berggipfel erglühen, Waldwipfel erblühen, vom Lenzhauch geschwellt; Zugvogel mit Singen erhebt seine Schwingen, ich fahr' in die Welt. Mein Hutschmuck die Rose, mein Lager im Moose, der Himmel mein Zelt; Mag lauern und trauern, wer will, hinter Mauern, ich fahr' in die Welt!

Skataufgabe: Ein Spiel von 120 müßte ein Grand mit Vieren aus der Hand oder Schneider sein, oder aber ein Kreuz-(Eichel-) Handspiel mit 8 Matadoren. Es ergibt sich also folgender Kartensitz:

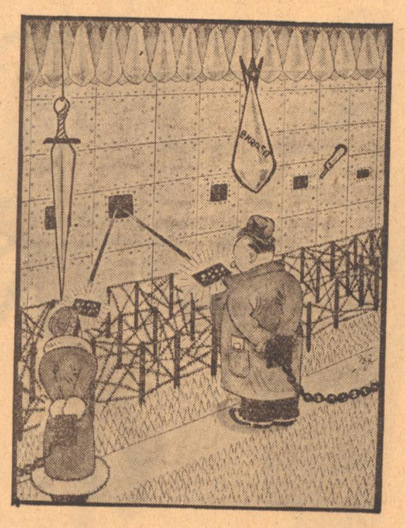
Im Skat: a A, d B.
V. a 7; b 9, 7; c 10, 9, 7; d 10, K, 8, 7.
M. a b c B, a 10, K, D; c K; d A, D, 9.
H. a 9, 8; b A, 10, K, D, 8; c A, D, 8.

M. reizte bis 48; dies hielt V., der einen glatten Nullaufsteger hatte. M. bot weiter, da er Handspiel machen wollte. Nun paßte V. Der Mittelhandspieler konnte nun den Skat nicht hereinnehmen und sagte a-Handspiel an.

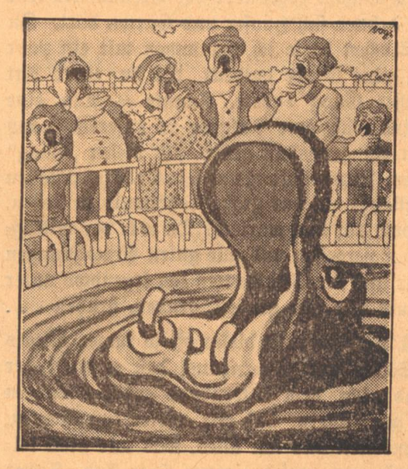
1. V. d K, d A, a 9 (—15); 2. H. c A, c 10, c K (— 25). 3. H. b A, b 9, a 10.

Der Spieler bleibt am Stich, bis er mit d kommen muß: M d 9, b 10, d 10 (—20), wodurch die Gegner auf 60 kommen. Das Spiel geht mit Achten, Spiel 9, Hand 10 mal 12 gleich 120.

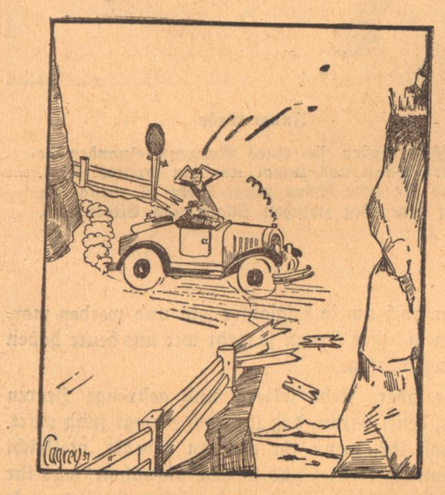
Humor im Bild



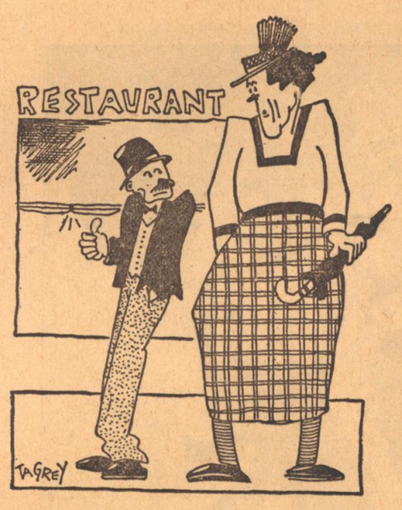
Modernes Juweliergeschäft in Chikago



Ansteckung.



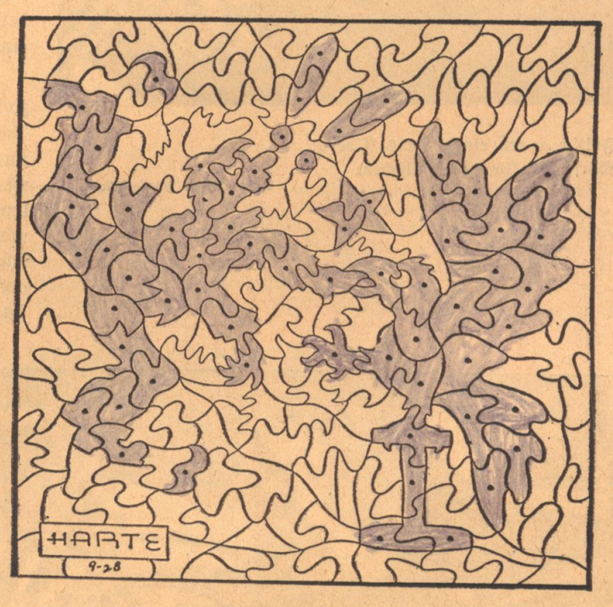
„Das sage ich dir Egon, ich bin heute das letztemal mit dir gefahren!" —



Der Pantoffelheld.

„Ich möchte ein Glas Bier trinken!"
„Du sollst Milch trinken; Milch gibt Blut!"
„Aber ich bin gar nicht blutdürstig!!"

Lustiges Allerlei



Unser Anschwärzspiel

Wir bringen heute für junge und alte Leser und Leserinnen wieder ein neues Anschwärzespiel. In den Linien ist wieder ein lustiges Bild verborgen. Man mache also wieder den mit Punkten bezeichneten freien Raum schwarz und bekommt dann ein Bild zu dem bekannten Sprichwort von dem Vogel in der Hand und dem auf dem Dache, wobei aber diesmal ... Nun Sie werden ja sehen!

Auslands-Humor

Die Stimme

„Vater, glaubst du, daß meine Stimme diesen großen Saal füllen wird?"
„Nein, ich glaube, sie wird ihn leeren!"

Die Eifersüchtige

„Spricht Ihr Mann im Schlaf?"
„Nein, der Schuft lächelt bloß!"

Die Bestimmung

„Bitte um Zigaretten für eine Dame!"
„Virginia?"
„Nee. Martha!"

Der Unterschied

Angeklagter: Herr Gerichtshof, ich war nicht betrunken, sondern nur angeschwipst!

Richter: Gut, dann werde ich Ihnen statt eines viertel Jahres nur drei Monate geben!

Wohlklang

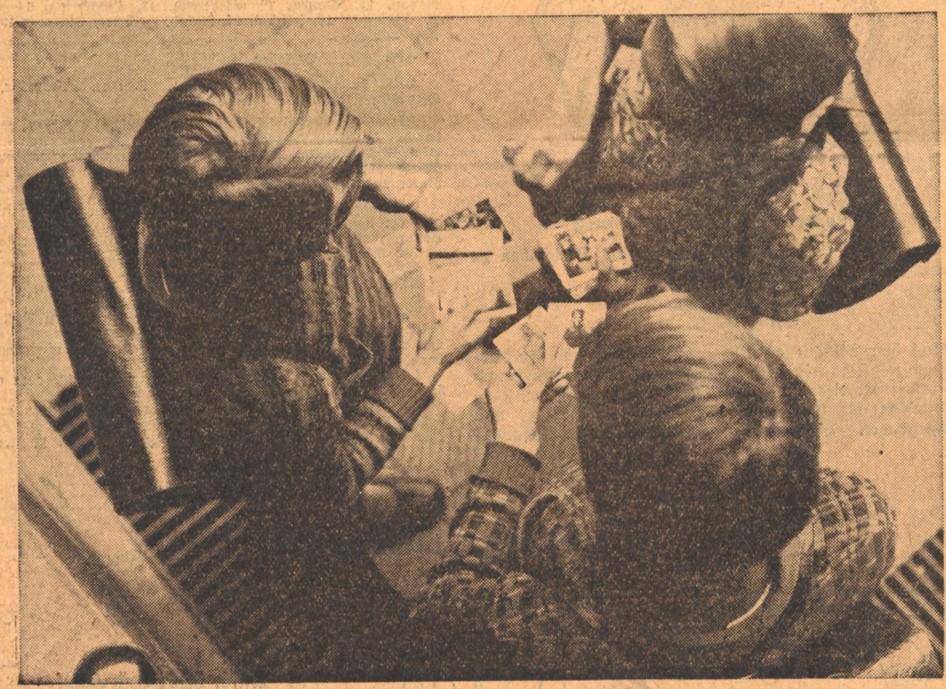
Ein deutscher Faktoreibesitzer in China hatte seinem Kuli, namens Ko-Lu, den Auftrag gegeben, gewisse Waren im Hause umzulagern. Während er auf der Veranda sitzt, hört er im Innern des Gebäudes ein starkes Gepolter. Er schickt seinen Sohn hinein um zu sehen, was da passiert wäre Der kommt zurück und sagt:

„Nichts besonderes, Vater: der Kuli Ko-Lu ist mit zehn Kilo Kola und mit zehn Kilo Kali in den Keller gekullert!"

Von der Schule zum Elternhaus

Aus dem Brunnen schmeckt es nach der Schule nochmal so gut!

Du, laß mich mal rasch bei Dir abschreiben!
Besser freilich ist es, wenn man die Arbeit schon zu Hause macht.



Zwei Willy Fritsch gegen einen Hans Albers!
Die Tauschbörse für Zigarettenbildchen.

Aufnahmen: Presse-Photo.

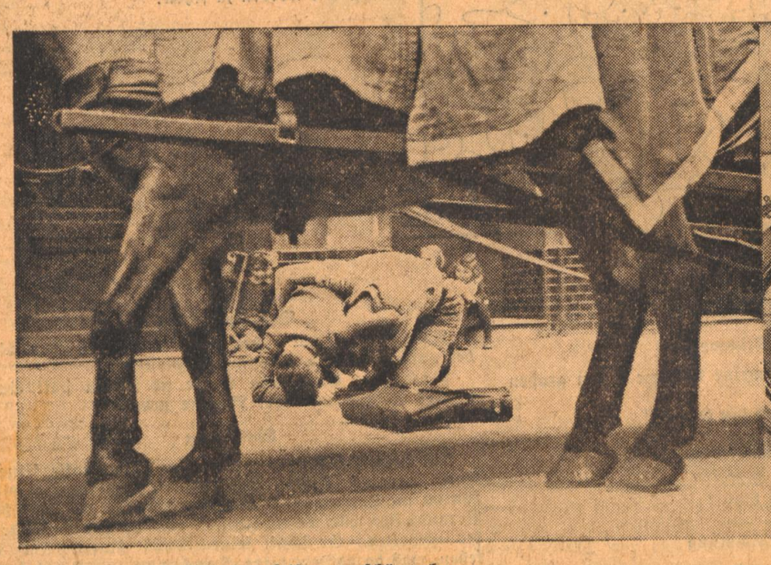
Zu meinen schönsten Erinnerungen aus der Schulzeit gehört heute noch die an den — Heimweg von der Schule. Er führte mich an einem Wäldchen vorbei, das damals gegenüber der Grenadierkaserne lag; heute dehnen sich Häuser und Gärten dort. In diesem Wäldchen hatte ich, zusammen mit ein paar Freunden, eine Grube entdeckt, die in einer Art unterirdischer Gang endete. Konnte es nun eine größere, eine wichtigere Aufgabe in unserem knapp 10jährigen Jungendasein geben, als diesen „Gang" zu erforschen, seinen Anfang und sein Ende festzustellen und so vielleicht auf das große Geheimnis zu stoßen, das irgendwo auf uns wartete? Da war der mittägliche Hunger vergessen und alle guten Ermahnungen der Mütter und der Schulranzen lag irgendwo unter einem Baum und wir gruben, gruben, gruben . . .

Das ist die Romantik dieses oft so kurzen Weges zwischen Schule und Elternhaus, daß er nicht der Schule und nicht dem Elternhaus gehört, sondern nur uns ganz allein, daß wir vieles tun können, was wir möchten und fast alles, was wir nicht sollen, daß wir ganz unser eigener Herr sind. Sicher machen wir manchen Unsinn auf diesem Weg und müssen oftmals zerknirscht und reumütig den Eltern oder dem Lehrer recht geben, wenn sie uns Vorhaltungen machen. Aber dafür wollen wir dann nachher auch um so folgsamer sein und werden morgen um so besser lernen je mehr wir uns heute haben austoben dürfen.

Ihr aber, liebe Eltern und gestrenge Herren Lehrer, denkt daran, daß ihr auch einmal jung wart. Und daß ihr, wenn ihr es recht bedenkt, vielleicht doch manches lerntet und in euch aufnahmt, was ihr später im Leben ganz gut gebrauchen konntet — so ganz nebenbei, im Spiel und Scherz, auf dem Wege zwischen Schule und Elternhaus!

Junge Liebe

Zufällig haben sie eines Morgens einander gesehen, dann nocheinmal und ein drittes Mal. Und die erste schöne junge Liebe ist entstanden auf dem Weg zwischen Schule und Elternhaus.



Ringkampf ist ganz schön, aber . . . .
auf der Straße solltet ihr doch etwas vorsichtiger sein.

Ein Motorrad ist natürlich eine wichtige Sache!
Aber denkt ihr daran, daß daheim die Mutter wartet?